Werdomar und Wladislav

aus der

Wüste Romantik.

1179 a

Werdomar und Wladislav

aus der

Wüste Romantik.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Erster Theil.

Königsberg.
Verlag der Universitäts-Buchhandlung.

1845.

BIBLIOTECA REGIA

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Laßt euch erfassen, ihr Helden, ihr Riesengestalten der modernen Zeit, die ihr mit stolzem Löwengange den Erdball umschreitet, gewaltig an meine sehnende Brust will ich euch ziehn, nnd dann mich trunken hinsetzen und rufen: O! ihr Götter, ich habe den Herzschlag eines Helden gefühlt!

— Und der Romanschreiber breitet die Arme weit in die Welt aus, die Dämmerungsbedunkelte, und tappt nach Heroen. —

Selige Zeiten, da noch die Romantik ihr goldgesticktes Panier über den Völkern schwang,

die im Zauberwald einer poetischen Geschichte spielten und kämpften, sangen und buhlten, beteten und fluchten, da der Dichter keinen Schritt weit that, ohne auf einen Helden und Lindwurm zu stoßen.

Verwittert und verbleicht ist das Panier, in den stillen Kammern der Schlegel und Tiek hausen die Sagen, abstrakt sind die Heroen geworden, und der Lindwurm wühlt als Skepsis im Schlamm der Zeit.

— Durch die Wüste des Jahrhunderts zieht die Menschheit, mit mattem Herzen und dumpfen Sinnen und öden Seelen, und vor ihr her die Feuersäule der Idee, eingehüllt in dicke Rauchwolken. Unter dem Troß des ziehenden Schwarms sind wunderbare Gestalten; Menschen mit bleichen Gesichtern, mit still glühenden Augen schleichen vorüber, lärmende Narren an ihrer Seite, dumme Teufel — doch wir suchen Helden in diesem Gewühl — — vielleicht schwankt Einer tragisch hin,

mit Zügen, die einem Helden ähnen, nur ähnen, die vielleicht werth wären, im Epos eines andern Jahrhunderts zu leuchten, vielleicht schwankt der hin und sucht abwärts ein unbekanntes Plätzchen für den Tod.

Das Epos ohne That ist unsre Zeit. In ihrem Gemüthe wallt es und wogt es, da rauscht das Panier der Romantik, da klingt die Lyrik, sie will sich zum Drama fügen und kann es nicht. — Im Gemüthe der Zeit liegt die Romantik, die kein Ende findet, die auch ohne Ritterthum und Jungfrau Maria besteht.

Wann wird die Epoche kommen, da der Weltgeist zu den drei Idealen das Vierte findet? Noch liegts auf den Knieen der Götter, vielleicht wird es mit Feuer oder mit Blut gesäugt. —

Wir lachen und weinen; bald kommt die Komik und schläfert uns ein mit Getändel, bald kommt das Trauerspiel und weckt uns

mit der gewichtigen Sprache des Pathos — doch uns're Stimmung ist nicht Einheit, und uns're Melodie eine vieltönige, verworr'ne Concertmusik, und was Freiheit heißt, ist bei uns nur Poesie.

Der Verfasser.

Erster Theil.

I.

Melancholie einer deutschen Nacht.

Eine junge Frühlingsnacht flimmerte über der Stadt, die sich am See hin ausbreitete. Eine Märchennacht war's. Oben am Himmel phantasirten die Götter, auf der Erde unten die Menschen. Und in den Blüthenbäumen eines Kirchhofs sang die Nachtigal eine Hyme an den Mond so süß, so zauberisch, so melancholisch, daß der bleiche Geselle den Wolkenschleier von seiner Träumerstirne zog und feierlich über den See gewandelt kam.

Dort, wo zwei Hängebirken einen weißen Leichenstein überwehten, stand ein Mann mit blassem Nachtwandlergesicht, mit wehendem blondem Haar, mit blauen Augen gleich verschwimmenden Sternen, mit einem Her=

zen voll Gräberstaub, fallender Blätter und Blüthen, flimmerndem Mondenschein. Trunken breitete er seine Arme aus und rief: »O! Novalis, ich höre Deine Hymne an die Nacht. Dort rollen Jahrtausende in die Tiefe mit Donner. Dort steigt der Genius, die blaue Blume in der Hand, wo am Wasser die Nornenjungfrauen das Leichentuch der Geschichte waschen mit Walküriengesang. Walle nur hin, Gedankenfreund, Gräbermond, bleicher Zeuge der Vergangenheit! Ein Glühwurm bin ich ja, laß mich von Deinem Lilienkelch, Nacht, trunken an Deine Brust fallen!«

Und der blonde Mann sank mit einer Thräne im Auge zwischen den Birken hin, die sich wie alte Bekannte zu ihm niederbeugten und mit ihren langen Fingern an seine Brust klopften, als wollten sie sagen: »laß uns ein!« Auch der Mond sah ihm lächelnd ins Gesicht, als fragte er: »ei! Historikus, bist Du noch nicht eingeschlafen?«

Der Historikus Ewald seufzte und schwieg; dann hob er sein gesunk'nes Haupt zu dem weißen Leichenstein empor und las dessen goldene Inschrift laut und feierlich, und las sie, und las sie wieder:

Hier ruhn die sterblichen Reste
der
Frau Polizeiräthin
Margaretha Roderich
geborne **Blüthenstaub.**

Psyche — Wiedersehn!

Und wenn er dies gelesen hatte, wischte er sich eine Thräne vom Auge, legte seine Hand auf das Herz und sprach: »Da liegst Du Margaretha, geborne Blüthenstaub, und bist — verweht. Margaretha! — und dies hier schlägt noch — und Du bist Staub. Aber bald, Psyche, Larvenbrecherin Du, bald wenn mein Stern fällt und der große Genius der Geschichte das letzte Kapitel meines Lebens mit Sand bestreut — dann! — Wiedersehn!“ und dann wischte er sich wieder eine Thräne vom Auge und las die sterblichen Reste wieder und rief wieder: »Staub! Staub!« und »Wiedersehn!«

»Ne schöne Nacht, Herr, 'ne sehr schöne Nacht,« sagte der Todtengräber, der zum Geschichtsschreiber herangetreten war und vor ihm auf seinem Spaten lehnte, »aber 's wird bald vorbei sein, denn die Eule schreit vom Beinhaus, und da bekommen wir jedes

Mal Regen. Seh'n Sie 'mal, Herr, wie sie dort oben auf dem Sparren kauert. Ist ein närr'sches Thier, das — in einer Stunde haben wir Regen, Herr, und sehn Sie 'mal, da kommt's schon ganz schwarz über'n See, da link's vom Wald.«

»Alter Yorik,« versetzte der Blonde aufstehend, »die da unten, denen der große Geist der Geschichte das Herz zertrat, fühlen den Regen nicht. O, die sind längst über den Styx hin, unter den großen Schatten der Vorwelt sind sie, wo Achilles wandelt und der Hornen-Siegfried, Georg von Frundsberg und Timoleon von Syrakus.“

»Herr,« entgegnete der Todtengräber lächelnd, »die hab' ich nicht begraben, die Sie da nennen. Aber manchen hab' ich unter die Erd' gebracht seit vierzig Jahr'; ist mir nicht so sauer geworden wie heut', denn ich grab' für die arme Margareth dort drüben vom See. Da muß ich vor dem Regen noch fertig werden,« und seinen Spaten am Leichenstein abklopfend, daß er klang, ging er weiter indem er kopfschüttelnd murmelte: »ist doch ein närr'scher Mann, der sich da verliebt hat in einen Leichenstein.«

»Ha, Margaretha!«, rief der Geschichtsschreiber. »Ach ich liebte Dich ja, Psyche, aber jetzt wandelst

Du dort im Elysium neben Penelope und Johanna Grey und Margaretha von Meißen!«

Seinen Hut tief in die Stirne drückend eilte er durch die Gräberstraßen fort, zu deren Seiten Denksteine, Urnen und Kreuze aus dem Schatten der Bäume blinkten. Eine Tanne stand an der Gräberstraße, schwarz und düster wie ein Riesentraum. Sie brauste ihr Lied über einem verfallenen Hügel, auf dem nur eine Blume blühte und träumend zum majestätischen Baume emporsah, der sein Haupt ins Mondlicht tauchte. Der blonde Nachtwandler blieb hier eine Weile im Anschaun stehn, dann brach er die Blume seufzend, und ging mit schnellen Schritten auf das Thor zu. Ein anmuthiger Spaziergang führte ihn in ein Thal, welches die eine Stadtseite umkränzte und von einem munter fließenden Gewässer durchschnitten wurde. Auf diesem Gewässer ruhte eine Bogenbrücke von Stein. Jenseits hing die halb zerrissene Stadtmauer mit einigen abgebröckelten Thürmen von der Höhe; zur Linken erhob sich über dem Abhang, etwas vorgebaut, eine Kirche, ein alterthümlicher gothischer Bau, im vollen Mondschein düstre Schatten werfend.

Auf der Brücke stand ein junger, schlanker Mann, den Hut in der Hand. Schönes, lichtbraunes Haar

fiel üppig von seiner Scheitel und verschattete das eine seiner dunkeln Augen, die heller blitzten als der Mondstrahl, welcher die Züge seines etwas bleichen Gesichts nicht deutlich genug hervorhob. Er hatte sich an das Geländer gelehnt und sah bald in das Wasser, bald in den Frühlingsnachthimmel, von dem Arkturus hell herniederglänzte; es schien, als betrachtete er in der idealen Stimmung eines Poeten mit einem heitern Trotz die leuchtenden Mythenbilder da oben, die den Menschen aus Schicksalsaugen so mysteriös anblinzeln.

»Siehe da, mein Tasso, mein Gedankenkönig,« rief der Blonde, der eben die Brücke betrat, »komm, Harfencäsar, über den Rubikon, oder bist du Fabius der Kunktator?«

»Ewald,« rief der junge Mann sich schnell umwendend, »woher so spät, mein Romeo?«

»Ach«, sagte der Blonde während er die Blume in die Höhe hielt, »grün sind die Hügel, weiß die Asche der Zerfall'nen, aber der große Genius schreibt auf ihr die Geschichte mit Flammenfinger.« Er beugte sich über die Brustwehr, warf die Blume ins Wasser und sah ihr lange nach.

Jener betrachtete ihn mit Verwunderung. »Armer

Ewald,« sagte er lächelnd, »die Todten haben keine Geschichte, und wir Lebendigen haben sie auch nicht.“

»Werdomar!«, rief der Blonde, die Schulter des Angeredeten mit leiser Hand berührend, wobei er ihm sanften Blicks ins Auge sah, »weißt Du nicht, daß der Genius der Geschichte der Tod ist?«

Der Andre wandte sich lächelnd ab und schaute schweigend in den Fluß hinunter, während der Geschichtsschreiber auf der Brücke hin und her wandelte und, wie ein Somnambule, sehnsüchtig in den Mond sah.

Die Mondnacht war so still, daß man Nichts vernahm, als diese Stille selbst, die dem Ohre einem fernen Klingen gleich hörbar zu werden scheint, als kreiste die Weltseele mit Flügelschlag um den Erdball, wenn Gott in seiner nächtlichen Qual um seine Schöpfung seufzt und brennende Träume durch die Nacht hinstreut. Die Seele fühlt da, daß es die Stunde ist, in welcher die Natur ihr Mysterium verwaltet, und schweigt voll heiliger Scheu. Dann ist die Welt nur ein magischer Zaubergarten, wo der rothblühende Baum der Poesie duftet und alle seine stummen Wunder in tausend Blüthen verweht, die nur Sagen und Märchen sind. Der Baum der Erkenntniß steht nicht dort, er grünt im offnen Park des Tages, der wachen Welt, auf dessen

Portal einst als Adam gefallen, der Cherub mit seinem Schwerdt wie ein Förster „Schonung!“ schrieb.

Im Zaubergarten der Nacht steht der Baum der Poesie. In der Nacht ist die Welt Gedicht, welches der Tag beständig dramatisirt. Die Nacht ist das Märchen des Lebens, der Tag seine Philosophie — Dichtung und Wahrheit.

— Ein Horn rief ins Thal hinein. Sein Ton schwebte lang durch die Nacht hin.

Mitten auf der Brücke blieb der Geschichtsschreiber plötzlich stehn und streckte die Hand nach der Gegend aus, von wo der Schall herüberkam. »Das ist Rolands Horn«, sagte er feierlich; »ich höre Rolands Horn. Ha! da liegt er im Thal Roncesval — ha! und über sein Schwert strömt Blut. Mußtest du sterben, Held? Kaiser Karl hört den Ton, springt vom Mal auf; doch Roland ist todt, todt im Thal Roncesval!«

»Ei«, versetzte der Andere, »das ist ein schönes romantisches Bild, das Du da in die Mondnacht hineinwirfst; ein sterbender Fechter.«

— In seligen Visionen stand der Geschichtsschreiber, schaute ins grüne Thal hinein, wo die Mondwelle von dem alten Gemäuer über Epheuranken ins Wasser floß,

und sah goldne Ritter, schwarze Mohren, Rosse und Lanzen, Schwerdt und Schilde über den Thau ziehn.

Werdomar weckte ihn mit einer kräftigen Berührung seiner Hand: »sage Ewald,« fragte er lachend, »warst Du heute Abend an der Punschbowle bei Roderich, oder bei Torismund? oder warst Du in der Zecherhalle Germania, wo die schwäbischen Mädel zur Harfe sangen? Mir scheint's Du bist berauscht.«

»Da war ich«, nickte der Geschichtsschreiber hastig, »in der Zecherhalle Germania. O! Du altes Deutschland — weinen muß ich, daß ich dort saß und trank und deine befrakten Söhne schaute, wie sie mit seid'nem Schnupftuch das Bier vom Munde wischen, Cigarren rauchen und vom Theater schwatzen, statt von Cäcinas Lagerschlacht. Ach! im Nebel, der von der Weser wallt, sitzt die Norne, streut mit der Hand wehendes Eichenlaub und weint! — Lebewohl, mein Dichter, verbannter Prometheus. Der Mond geht hinter die Wolke; mich friert. Aber ich will noch Thee trinken und an meinem großen deutschen Geschichtswerk schreiben gehn.«

„Kalt liegt Angantir
Am grünen Hang;
Doch schallt von Hialmar
Kein Siegesgesang.“

Damit verließ er die Brücke und wandelte thalauf nach der Mauer hin.

Sein Freund sah ihn eine Weile längs des Gemäuers gehen, dann durch ein Thor verschwinden. »Armer Narr«, sagte er, »Gott hat Dich im Traume gedacht!«

— Noch einen Augenblick stand er auf der Brücke, dann schritt er auf einer Promenade am Flußufer hin, unruhigen Schrittes, voll lärmender Nachtgedanken, welche dem Schweigen der träumenden Welt widersprachen. Oft ließ er sein Auge über das Thal in die Ferne schweifen, wo sich die Nachtlandschaft in Wasser, Wald und Berge weit verlor. Es war, als sehne er sich nach heimatlichen Ländern, die drüben hinter den schwarzen Bergen lagen; und wie er endlich nach der Stadt zurückging und ihre einförmigen, düstern Gassen betrat, schien er die gähnende Einöde, die steinerne Langeweile ihrer erstarrten Formen lebhaft zu empfinden.

Aus den Fenstern eines großen, elegant gebauten Gebäudes, auf dem in gold'nen Buchstaben: Trinkerhalle Germania: zu lesen war, strömte noch Licht. Lautes Geräusch drang daraus hervor, schreiende Stimmen wurden überlaut. Eben als Werdomar an der Thüre vorüberging, entstand ein entsetzlicher Tumult in

dem Eingange. Eine Männergestalt, die laut schreiend mit Händen und Füßen um sich schlug, und sich von den Fäusten eines Giganten loszumachen strebte, wurde unter wildem Lärm hinausgeworfen.

Trinkergäste stürzten tobend vor die Thüre. Deutlich ließ sich eine brüllende Stimme mitten aus dem Haufen hören: Sie Ultra=Esel, haben Sie noch nicht genug Koburger? Was? Die Infantin Isabella wollen Sie an einen Koburger verheirathen?! Nimmermehr! heraus mit ihm!

Ein klägliches Geschrei, welches sich hierauf erhob und weit durch die öde Straße schallte, ließ unter vielem verworrenen Getöse handgreifliche politische Uebungen vermuthen.

Augenblicks kamen zwei wilde Gestalten dte Straße heraufgerannt, säbelklirrend. Die Eine sagte: irre ich nicht, so ist das die Stimme des Zeitungsschreibers Leonhard, den ich nur vorgestern arretirt habe.

Werdomar blieb an dem tumultuarischen Haufen stehn. Es waren bachantische Figuren, welche laut durch einander schrieen, lachten und sangen, Cigarrenfeuerfunken und Rauch um sich her blasend. Sie umstanden einen wüthenden Berserker von der Riesengröße eines antidiluvianischen Fossils, der mit einer Hand

einen kläglich schreienden Mann niederdrückte, und mit der andern heftig auf dessen Rücken losschlug, während er schwere Zeitungsphrasen ausstieß und zornig dazwischen schrie: dummer Thebaner, so wollen Sie Isabella verheirathen? Sie sollen es in meinem Artikel sehn — Was? — Geschichte? — Und wenn alle Kabinette Europas conveniren, ich intervenire. Nieder mit ihm! à bas! à bas!

A bas! à bas! schrie die rauhe Bierkehle eines Enthusiasten, nieder mit Europa! nieder mit der Kabinetspolitik! zur Marseillaise!

Einige deutsche Kehlen stimmten sogleich die Marseillaise an, Andere lachten, der Zeitungsschreiber paukte unaufhörlich, und der Geschichtsschreiber schrie. Es war der arme Blonde, dem der Genius der Geschichte so gewaltsam aus dem Leibe getrieben wurde.

Kalt liegt Angantir
Am grünen Hang
Doch schallt von Hialmar
Viel Siegesgesang.

Athemlos stürzten die Polizeisoldaten herbei. Halt! meine Herren, Ruhe! Fort! Fort! —

Es lebe die Freiheit! rief der Enthusiast und ergriff schleunigst die Flucht, drei oder vier Andere folgten ihm jählings. Der Rest machte Miene, sich der

Polizei zur Wehre zu stellen. Man fluchte, man schrie, man stieß, man hieb auf einander. Die Löwenstimme des Zeitungsschreibers tönte durch den Lärm wie Gebrüll eines Helden durch Schlachtgewühl.

Unterdessen hinkte der Geschichtschreiber an der Hand Werdomars, der sich vergebens bemüht hatte, Jenen der Macht seines Gegners zu entreißen, wimmernd durch die Straße. Sein blonder Kopf war entblößt, den Hut hatte man ihm zertreten.

»O! Du geschlagner Ritter,« sagte Werdomar, »wie in aller Welt geriethest Du in dieses Abenteuer, da doch kaum eine halbe Stunde verfloß, seit wir auf der Brücke standen?«

Ewald ächzte: »ein Harfenlied lockte mich in die Halle, Erlenkönig war's. Als mich Leonhard erblickte, zankte er mit mir. Das Uebrige weißt Du ja.«

Sie gingen schneller. Hinter ihnen hallten schwere Männertritte, die immer näher kamen, und eine tiefe, brummende Stimme ließ sich hören. Es war der Zeitungsschreiber Leonhard. Von den Polizeisoldaten unter die Arme gefaßt taumelte er fort. »Der Infant de Paula soll sie heirathen! das will ich. Hölle und Teufel! das will ich!« brummte er vor sich hin.

Bei dieser Scene konnte sich Werdomar eines lau-

ten Gelächters nicht erwehren. »Ihr närrischen Deutschen,« rief er aus, »wie lächerlich seid Ihr doch, Ihr zahmen Löwen. Wenn aus des Sultans Bart ein Haar fällt, erhebt Ihr ein Zetergeschrei, wenn der Chan von Dahomey stirbt, prügelt Ihr Euch am Rhein und Pregel um die Thronfolge, und bekommt die Königin Pomareh Magenkrämpfe, seid Ihr im Stande, vor Angst einander die Hirnschädel einzuschlagen; doch, wenn sie kommen, Euch Eure Geschichte zu nehmen, steckt Ihr die Hände ein und ballt die Fäuste in den Taschen.«

Ach! mein altes Deutschland, seufzte der Geschichtschreiber, wo bliebst Du? O, Karull! ein Lied aus der Vorzeit! Helden haben wir nicht mehr, Schilde nicht mehr, nur Hörner noch und Bier. Ach! warum lebte ich nicht, als Hermann die Waldschlacht schlug, oder Cäcinas Lagerschlacht?

Werdomar lachte. »Komm, armer Ewald, wir wollen schlafen gehn, im Traum wirst Du in Walhalla sein, wo die Helden Bier saufen und von Teutoburg schwatzen, wo Dich Niemand um die Hand der Isabella von Spanien prügeln wird.«

Sie bogen in eine Straße ein und gingen schweigend nebeneinander auf dem Trottoir. In dem offnen

Fenster eines Hauses lag eine Nachtgestalt. Ihr Angesicht war gen Himmel gerichtet, ihre Hand aufgehoben. Gespenstisch glänzte der Mondschein auf der weißen Schlafmütze und umflimmerte die lange Nase und den schwarzen Backenbart. Eine Stimme hallte dumpf aus dem Fenster: »Dumme, dumme Welt, da liegst Du und gähnst, und der Mond scheint Dir kalt ins Maul herein. Dummer, dummer Planet, da hängst Du wie eine alte Nürnberger Uhr dem lieben Gott zur Brust heraus. — Bin ich ein Frosch? soll ich ewig im Sumpf sitzen und quarren, bis der Teufel Fanfarell kommt und mir auf die Nase schlägt? Was bin ich? Ha! Polizeirath Roderich, friß Deine strohernen Akten, verdau sie nicht und stirb!« — Die Nachtgestalt riß sich in voller Wuth die Schlafmütze vom Kopf, schleuderte sie heftig zum Fenster heraus, schlug dieses zu und verschwand. —

Eben schaute der Geschichtschreiber zu der monologischen Figur empor. Gerade auf sein entblößtes Haupt flatterte die Schlafmütze nieder, und wähnend, es falle ein Dachstein auf sein Angesicht — noch bebten ihm die Nerven von der spanischen Politik — stürzte er vor Schreck rücklings zu Boden.

Der Zusammenhang zwischen dieser Ursache und

Wirkung war so sonderbar, daß Werdomar, da er den Polizeirath Roderich in solcher nächtlichen Extase aus dem Fenster herausagiren und den Geschichtschreiber von der herabfliegenden Schlafmütze zu Boden geschmettert sah, nicht wußte, ob er mehr über das Fensterphänomen, die Schlafmütze oder den modernen Pyrrhus lachen sollte. Er raffte den Gefall'nen unter Gelächter auf.

»Beim Himmel,« rief der Geschichtschreiber, die weiße Mütze in der Hand schwenkend, »ich will morgenden Tags zu diesem Narren gehn und ihn damit um seine Ohren schlagen; er ist verrückt — ach! sein Weib liegt maskirt unter der Erde —.«

Während sie weiter gingen, kamen ihnen zwei Männer entgegen. Im Vorübergehn wandte sich der Eine flüchtig um und sah den beiden Wandlern ins Gesicht. Sie hörten ihn zu seinem Begleiter sagen: War das nicht der junge Dichter Werdomar Haller, den sie aus der Residenz verbannt haben, weil er den deutschen Prometheus redigirte und sich vermaß, ein Paar Funken zu viel vom Himmel zu reißen? In der That, Herr Baron, ein schönes Nachtgesicht mit feurigen Augen! Macht er nicht der jungen Selma den Hof? Gardez, Prinz.«

Mehr war nicht zu vernehmen; die Männer gingen

zu rasch, ihre Worte verhallten in den Tritten und einem unmäßigen Gelächter, das der Eine aufschlug.

»Hörtest Du, Werdomar?« fragte der Geschichtschreiber, — »das war der Baron Manfred, der eine so große Antipathie gegen Dich hegen soll. Ach! ich wünschte, Du könntest Selma gewinnen; sie ist eine Blume im Thau, eine Lilie im Thal, schön in ihren Zähren, schöne Ingeborg.«

»Laß diese Fabeln, dichtender Geschichtschreiber,« sagte der Andre ernst. —

Sie waren auf einen offenen Platz getreten, der ein großes, zu beiden Seiten mit doppelten Lindenreihen eingefaßtes Viereck bildete. Hinter den Bäumen erhoben sich dunkle Häusermassen, von der Nacht umflort. In der Mitte waren geschmackvolle Gartenanlagen. Eine hohe Reiterstatue stand hier phantastisch vom Mondlicht übergossen. Das Grauenhafte ihrer leblosen, großen Form, ihrer unbeweglichen, herrischen Gestalt, der weite Schatten, den sie in die Helle warf, hatte um so mehr Etwas Gespenstisches, da die Nacht lautlos war. — Für die Liebe ist Nichts gespenstisch; wie die Schwalbe baut sie ihr Nest gleichviel ob am Tempel der Venus, oder am Stall des Augias. — Unten am Granitblock saß ein Paar im Liebesgeflüster. Ein

junger Mensch im weißen Rock, den der Mond beglänzte, herzte sein Liebchen auf dem Schoß; Seufzer, Ach's und Küsse säuselten wie Apfelbaumblüthen von ihnen her; und dem riesigen Reiter klang das metallne Herz im Leibe vor Weh. Die Liebenden hörten das zum Glück nicht, hörten auch nicht, wie den beiden Nachtwandlern, welche durch die Lindenallee auf ihre Wohnung zu schritten, sympathetisch das lebendige Herz schlug, und wie Ewald den schweren Hausschlüssel im Schloß umdrehte und seufzte.

Es war Zufall, daß Geschichtschreiber und Dichter in einem Hause bei einander wohnten. Hier und in der Gesellschaft jenes schlafmützenschleudernden Fensterkosmopoliten hatten sie sich kennen gelernt.

Eine Treppe führte beide in ihre Zimmer. In dem Augenblick, als Werdomar die Thüre des Seinigen öffnete, erklangen die Saiten einer Harfe, die an der Wand lehnte. Ihr Meister fuhr einige Male mit der Hand darüber hin und ließ sie stärker aufrauschen. Dann zündete er Licht an, setzte sich an einen Tisch, auf dem Bücher und Blätter zerstreut umherlagen und betrachtete sinnend zwei über dem Tisch unter Kränzen hängende Portraits. Es waren die Bildnisse seiner einzigen Freunde, des polnischen Grafen Wladislav

und des Malers Junius. Jenes zeigte ein finsteres männlichstolzes, nicht mehr ganz jugendliches Gesicht, mit schwarzem Haar und Bart, starken Brauen, funkelnden Augen; neben ihm lächelte ein blonder, gelockter Kopf, dessen Antlitz jugendliche Heiterkeit und seelenvolle Innigkeit widerstrahlte.

— Der volle Lichtschein erleuchtete die Züge Werdomars, seine klare Stirne, sein offenes, großes Auge, das an einer tiefen Empfindung aufloderte. — Das Angesicht, pflegt man zu sagen, sei eine plastische Form, die sich das Gemüth von innen heraus erarbeitet, und worauf es mit sicherer Hand seine Charaktere einzeichnet, gleichsam das kurze Inhaltsregister der Lebensnovelle. — Werdomars Antlitz war Eines von denen, auf dem die Hand des Meisters noch ewig meißelnd, ewig feilend zu ruhen scheint. Es war nicht starr, nicht marmorfest; es rang fast mit seiner Form; das Gemüth schien rastlos thätig, unvollendete Lebenslinien darauf weiter auszuziehn, oder neue Ziffern hineinzuflechten. Man konnte sagen, Licht und Schatten kämpfte in diesen Mienen. Die regsamen Züge glichen dem verschlungenen Laube, welches der Wind bewegt und ein brennendes Morgenroth durchschimmert. Aus dem Auge sprühte eine feurige Seele, und melancholischer

Flor legte sich wieder über die Züge, als verhüllte er ein farbenreiches, vielgestaltetes, unruhiges, doch in sich niedergedrängtes Leben, und nur undeutliche Figuren sah man hinter diesem Gewebe mit rauschender Bewegung vorüberschweifen.

Werdomar nahm die Feder zur Hand und schrieb.

* * *

Mondscheingedanken

aus Werdomars zerstreuten Blättern.

Die uralte schwarze Nacht
Steht in ihrer Flammenpracht.
Kommt der Mond gezogen
Schnell ein Stern geflogen,
Und die Erde gähnt bequemlich
Schläfrig, laut vernehmlich:
Mond, der junge Weltenmai
Ist entblättert und vorbei.

O! Muse, Du Blaugeaugte, Du holdes Griechenkind, denkst Du noch an den goldnen Himmel von Hellas, an die schönen Tage Deiner ersten Liebe, da Du in die Quelle Kastalia wilde Rosen warfst, wenn im Parnaß der Wald brauste und unten im Gefilde Kalliope ihr Heldenlied sang? — O! der Wandlung! Kalliope ist nun eine Müllerin geworden, am Tage beutelt sie, in der Nacht schaukelt sie im Kahn und

singt traurig und trübe ein Lied aus ihrem Sommernachtstraum. Melpomene hat einen »fußnachschleppenden« Recensenten geheirathet, und Euterpe einen Hofrath, der auch in Arkadien gewesen ist, alle Jahr einen Orden, ein Kind und das Podagra bekommt, viel ästhetische Thee's giebt und auf dem Sprunge steht, genial zu werden. — Und die Dichter? O! die gehn auf Freiersfüßen, sind in der Welt zu Hause, wohnen in einer Dachstube, verbrennen viel Oel und noch mehr Gedanken, lassen sich vom Mond bescheinen und gähnen sehr. Ja! Mond, Du bist ein guter Mond. Jahrtausende lang schielst Du seufzend nach der Erde, klagst Dein Liebesleid in die kühle Nacht hinaus und hast nicht den Muth, um diese Erde anzuhalten, die über den langen Zeiten eine alte Jungfer geworden ist, eine alte Jungfer, der Babel im Schoß liegt. Alt ist diese Jungfer Erde, hat Runzeln überall, muß sich schon rasiren lassen, bekommt Krämpfe, hustet stark, trinkt viel Kamillenthee, liest Abends in dem Gebetbuch, und ist so gespensterschen und furchtsam geworden, daß sie ohne Kommissaire, Nachtwächter und Soldaten keinen Schritt weit geht. Ist das nicht dumm, daß ihr die Polizei zu ihren Bedürfnissen verhelfen muß? Dumm, sehr dumm. Und doch kokettirt sie noch

mit dem Himmel und allen Sternen, rauscht in Sammt und Seide, thut geistreich. Glaub's nicht, guter Mond, und Du Himmel, ich will's Euch sagen; es ist Alles falsch an ihr. Sie wattirt sich, sie toupirt sich, sie schminkt sich, und ihre Weisheit hat sie aus dem Conversationslexicon, denn ihr Geist ist schon schwach geworden, ihr Gedächtniß hat Lücken wie ihre Zähne. Sie schwatzt dieselben Geschichten tausendmal, saugt die alten Ammenmärchen wieder auf, kramt die Jugendsuiten aus von Anno damals, als sie noch auf Universitäten war. Denn Du mußt wissen, o Mond, sie ist ein Blaustrumpf und hat ihre sämmtlichen Werke herausgegeben mit Censur. —

O! Mond, Du hörtest, was der Polizeirath Roderich aus dem Fenster herausschrie, das habe ich nur ausgeführt. Ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!

— Amen ist ein schönes Wort. Es kommt gleich nach den gebrat'nen Tauben, die im Wandsbecker Boten so gar schön anzuschauen sind. Amen! Amen! und immer Amen! man wird recht satt davon. —

Und Brama wurde verdrießlich. Es war dieses ein brauner Geist. Er kam zwischen seinen Augen hervor, setzte sich vor ihn hin mit untergeschlag'nen Beinen

und gekreuzten Armen, sah ihn an, weinte und fragte: Brahma, wer bin ich, und was soll mein Aufenthalt sein? — Da sagte Brahma: Rudra bist Du und und alle Natur Dein Aufenthalt, geh' und mache Menschen! —

Brahma, wer bin ich, und was soll mein Aufenthalt sein? — Ein deutscher Poet bist Du, sollst in der kalten Dachstube wohnen, hinter der Lampe sitzen und seufzen, daß Du mitten im lebendigen Gewühl der Welt in die Wüste hinausgestoßen bist, und daß Du, verbannt aus der Palästra der Geschichte, ein thatenloses Leben verklagen und das Schwerdt Deines Geistes in die Rumpelkammer legen mußt. Geh' nun und mache Menschen!

Was ist das Leben eines deutschen Poeten? Am Morgen Zorn, am Mittag Hunger, am Abend eine Vision. —

II.

Der Maler Junius an Werdomar.

Ich schrieb Dir von Genua aus einen langen Brief italienischer Wonnen voll. Daß Du ihn erhalten, muß ich jetzt bezweifeln, denn vergebens suchte ich Deine Antwort auf der Post von Turin, wohin ich sie mir erbeten hatte. Die Wendung, welche Dein Leben plötzlich, auf eine für mich überraschende Weise, genommen hat, macht mir freilich Alles klar. Ich kehrte nach Deutschland zurück, trunken von den Entzückungen meiner Reise, ich eilte, sie Dir auszumalen, sie bei Dir noch einmal geistig zu genießen. Da kam mir die Nachricht von Deiner Verbannung, einem schneidenden Frost gleich, der alle meine leuchtenden Empfindungen schnell erstarren ließ. Nun bin ich still in die Residenz eingekehrt und sitze hier in der Bangigkeit eines Kindes,

das sich nach einer gold'nen Zeit der Frühlingssonne sehnt, und rings um mich sehe ich mit doppeltem Abscheu die langweiligen, steifen, farblosen Formen unsrer deutschen Welt vorüberschleichen, vorübertaumeln, vorübergähnen. Komm, gute Gewohnheit, komm, komm, und mache mich wieder deutsch!

Wie ich mit Wladislav in Zürich zusammentraf, wird er Dir selbst erzählen, wenn Ihr nach längerer Zeit wieder ein Mal beisammensitzet wie in jenen glücklichen Stunden der Akademie, da jugendliche Sehnsucht unsern Bund fügte, Edelmuth ihn festigte, Wissenschaft ihn weihte und Kunst ihn verschönte. Ich fühle Euch bei einander. Wie werden Eure Gedanken zusammenströmen, Eure Erinnerungen sich umarmen, Eure Hoffnungen und Betrübnisse sich die Hände drücken. Ihr glühenden Geister! ganz Feuer, das aus dem innersten Leben auflodert und so viel Asche bei so viel Funken durch Euer Gemüth wirft. Ich erinnere mich, daß Du Dich einst über Deinen Genius auf diese Weise beklagtest. Beklagen kann ich Deinen Genius nicht, aber klagen könnte ich mit ihm. Der Genius ist Götterfreude, seine Stirne immer Licht und Klarheit, nur wenn das schwarze Regengewölk der Zeit öde an ihm vorüberzieht und der boshafte Aeolus des Jahrhunderts, der windige Wind-

macher, in seiner Felshöhle die alten Schläuche preßt, wird sie verschattet.

So elend, so fahl, so bleiernschwer, so schläfrig ist diese Zeit, daß wir froh sein müssen, wenn uns eine glückliche Natur wenigstens irgend eine Gabe verlieh, die uns in Thätigkeit zu erhalten vermag. Unter ewigem Geklapper der Maschinen, qualmumwälzt, zwischen Krämerhaufen und Börsenskeletten, die gierig den Geldsack schütteln und mit bleicher Todesgeschäftigkeit steigende oder fallende Prozente berechnen, unter stolz hinfahrenden Junkern, die mit lautem Peitschenknall den hungrigen Bettler vom Boden aufschrecken, durch schleichende Jesuiten, unter tausendstimmigen Ora's und Ave's von Mönchen und Pietisten, mitten durch starrende Bajonette, Trommelgerassel und brüllende Kommandoworte, durch all' dies wüste, sausende Maskengewühl taumeln wir müßig hin, ermüdet, abgestumpft, und finden Nichts, woran sich der Geist wiedererkenne oder verjünge, und vollbringen Nichts, als was der blutlose Hamlet, unser Ahn, vollbrachte, wenn der Geist Grundehrlich geschlichen kommt und zu Thaten auffordert: wir entsetzen uns, zweifeln, philosophiren, werden toll, stechen mit Silben statt mit Schwerdtern, und haben auch in Wittemberg studirt.

Selbst in der Arena der Wissenschaft geht der Unteroffizier mit geschultertem Gewehr: und flüchten wir uns in die Halle der Kunst, so verweht uns nur zu oft die Raserei der Mode und der lebendige Automatentod den Schauer des Eros. Liebeleer ist unsre Kunst, liebeleer und kalt. — Erinnerst Du Dich noch an jenen Abend, als wir dreie in Platon's Symposion lasen? — wir hatten ein Bowlchen dabei, uns so recht hinein zu versetzen — und wie Du da enthusiasmirt aufsprangst, aus dem Glase nach attischer Weise libirtest und ausriefst: Skol dem Platon und seinem Eros! — und wir thatens nach. Es war Enthusiasmus, aber der Eros ist es auch. Liebe ist die Mutter der Kunst, aus dem Kunstwerk scheint sie wieder als Schönheit, die geliebt sein will, und die der Geist ist, der uns wieder liebt. Das ist die räthselhafte Doppelnatur der Liebe, das Herüber und Hinüber, Eros und Anteros. Ich sagte einmal, mir trat's über's Herz, »Kunst und Liebe ist unzertrennlich.« Zu Gelehrten sagte ich's. Ich wurde weise ausgelacht. Innerlich trat mir die Galle über, ich wunderte mich und schwieg. Ein Gelehrter bin ich nicht, bin sehr einfältig vor den Weisen; aber wenn selbst der liebe Gott, der doch kein Philosoph ist, wie Platon sagt, weil er über die Phi-

losophen und Grammatiker, wenn der selbst auf's Katheder käme und herunterdonnerte: Kunst und Liebe gehn rechts und links! so würde ich stillschweigen und denken: dann behalte auch Deine Kunst, Meister, worin Dich die Menschen darstellen, oder laß uns alle Schuhflicker, Orgeldreher und Daguerreotypenmacher werden. Nein, nein! Der Künstler ohne Enthusiasmus ist ein elender Mechaniker — und was ist der Enthusiasmus, wenn nicht die höchste Liebe, freilich keine moderne. In Italien habe ich Kunst und Liebe bei einandergesehn. Die Gemälde der alten Meister haben mich mit dem alten Eros angeschaut. Es ist kein Wahn, was daraus blickt, und kalt sind sie nicht, diese Schöpfungen, sind so ganz aus der Liebe geboren.

Und wir in unsrem Heute? Nimmt uns nicht die Mechanik schon hie und da Pinsel und Griffel aus der Hand? Wenn's dazu käme — und wir sind auf dem Wege — daß todte Instrumente, deren Thätigkeit der Gedanke müßig zuschaut, bis die Schöpfung fertig geworden, die schönsten Blüthen der Kunst erarbeiteten, die dem Künstler sonst nur unter froher Götterqual aus der Seele aufsprangen und worin er oft sein ganzes, reiches Leben verströmte, wenn's dazu käme, dann wird Pygmalion Handlanger und der Handlanger Pygma-

lion. »Es ist ein Sieg der Prosa über die Poesie,« wird man sagen. »Es ist die Konsequenz des Denkens;« gut! oder ist es wirklich eine Ironie der Weltgeschichte, daß das Denken, um sich wieder zu erzeugen erst durch den Mechanismus prosaischer Kräfte hindurchgehen muß? daß die Idee Automaten schafft, daraus Ideen zu gewinnen? Wie es mit der Kunst im Besondren, so ist es mit dem Kunstwerk der Geschichte im Allgemeinen, unsere Zeit will es mechanisch gestalten. — Wie doch die Gestalten aus Italien immer in meine Seele hineinragen! Wenn meine Vorstellungen aus ihrer Tiefe emportauchen, weht noch das dunkle Haar der Phantasie um ihr Angesicht und sie athmen so warm, als tränken sie mit jedem Luftzuge noch den Aether eines italischen Himmels, unter dem die Poesie der Kunst athmete und wo die Luft ihre Fata Morgana zu sein scheint. Hier in Norddeutschland ist's rauh und kalt; die Menschen wallen und wogen, aber ihre Beweglichkeit ist geräuschlos. Gefühl und Lust sitzen fest im langen Rock eingeknöpft und wohlverwahrt. Selbst der Narrenkarneval in Deutschland, wo sich der Deutsche einmal vornimmt, kopfüber in die selige Lust der Narrheit, in den schäumenden Feuerkreis der Tollheit hineinzuspringen, hat entweder Etwas

Spukhaftes oder Albernes, ja, ich möchte sagen noch mehr Albernes, als Spukhaftes. Der Italiener nimmt sich nicht erst vor, ein Narr zu sein, weil er die lebendige Narrheit in den Karneval mit sich bringt. Der Deutsche, der Alles wohlweislich erst beim Licht der Reflexion besieht, läßt sich, ehe der Karneval angeht, erst über die Natur, das eigentliche Wesen und den ganz eigentlichen metaphysischen Begriff der Narrheit Vorlesungen halten, und dann studirt er die Columbina- Pantalon- und Truffaldingrimassen reiflichst und macht zur Uebung zimperliche Bockssprünge bei verschlossnen Thüren. Auf dem Karneval sieht man's ihm an, daß er sich zwingen muß unter Aufsicht der Polizei ein Narr zu sein; unter der Narrenkappe kann er sein ehrlich ernstes Gesicht nicht verbergen, aus den Hanswurstlappen hängt des Gevatter Andres sein Friesrock hervor und seine Beine sind zu plump, um ein elastisches Salto zu machen. So ein deutscher Karneval in Norddeutschland namentlich sieht gar possirlich aus; ich habe dabei immer heftig lachen müssen nicht auf Kosten der Maske, sondern des Deutschen, der darunter steckt. — Warum auch ein Narr sein, wenn man Humor hat? — Nicht um alle jene nationalen Tollheiten des Südens tauschte ich diesen germanischen Humor.

Er ist das Eigenthum, das sich Dentschland in den Schmerzen seines Seins errungen hat: kein plumper Swift'scher Witz, keine flüchtige, lose Stimmung der Franzosen, kein aufflackerndes Sprühfeuer der Leidenschaftlichkeit — er ist das tiefe Ethos der deutschen Natur. Er ist zu stark, um Weib, und wieder zu zart, um ein ungeschlachter Simson zu sein. Ich glaube, im Humor liegt mehr, als die Meisten auf seiner spielenden Oberfläche gewahren. Ein Volk, welches Humor hat, trägt viel verschleierte Kraft in sich. »Sei humoristisch, Deutschland, sei kein Narr. Spinne nicht alter Herkules, weine nicht alter Junge, nimm deine Löwenhaut, deine Keule, geh' auf Reisen.« Ich mögte Dich lachen sehn, Werdomar, über diese Deine eigenen Worte aus dem »deutschen Herkules.« Ob Du lachen kannst? In der That, so aus vollem Herzen kann ich's auch nicht, wenn ich an Dich denke. Denn in dieser Zeit der Scherbengerichte wird's doch gar schwer nicht ein elegisches Gesicht zu machen.

Als wir uns vor einem Jahre in der Hauptstadt trennten, ich, um nach Italien zu gehn, Du, um bei Deinem alten Vater Deine Arbeiten und die Redaktion des Prometheus fortzusetzen, ahnte ich nicht, was Dir so bald bevorstand. Ich brauche nicht mehr zu fragen,

was das Verbot eines so echt wissenschaftlichen Blattes, als es Dein Prometheus war, veranlaßt hat; ist es doch nur die Herzensangst der Zeit vor dem parteilosen Gedanken der Wissenschaft, die sich weder durch Gold, noch durch Fürstengunst, noch durch den Kardinalshut bestechen läßt. Ich las Deine Apologie des Prometheus, die Deine Verweisung aus dem Lande veranlaßte: spitzig und witzig, tick, tack! furchtlos und schön — —

Hier läge viel Stoff zu moralischen Reflexionen. Mag sie die Folgezeit übernehmen, die unsre pragmatische Geschichte schreiben wird; und die Philosophie dieser Geschichte wird wahrhaftig Argumente genug dafür haben, daß es der Geist selbst ist, der sich bei seiner Entwicklungsriesenarbeit immer entgegenhandelt, nicht die Natur, nicht der natürliche Wille, nicht die Leidenschaft: sie ist nur ein Hinderniß des Spiels und der Geist könnte sie von sich hauchen, wie ein Kind eine Feder vor sich haucht. Litte es die Wissenschaft, daß sie wie im Mittelalter in der scholastischen Zellenluft wüchse, man würde sich eine historische Ehre daraus machen, Mäcen zu sein, nun da sie sich zum Licht hervorarbeitet, da ihre Wurzeln das Leben selbst durchlaufen, sind tausend Hände geschäftig, sie in die Zelle

zurückzudrängen, sie zu entlauben. Doch der Geist kehrt unabläßig ins Leben zurück, und ist stärker als Hamlets philisterhafter Grundehrlich, denn er kann den Morgenhahn und die Morgenluft vertragen. Muß nicht ein Mal die Zeit kommen, Werdomar, da dem Schein die Maske vom Gesicht gerissen, und die Wahrheit nicht mehr auf dem Kothurn einhergehn wird? Immerhin! wir erleben es nicht mehr. Der Geist ist langsam, noch hat er nicht das Blei von seinen Flügeln geschüttelt. Aber, ich fühle es, wem das Schicksal die Idee der Freiheit warm ins Herz gelegt hat, dem ward kein schöneres Loos, als das, im Kampfe für sie unterzugehn. Wem diese Idee fehlt, kann ihre Göttlichkeit nicht fühlen, nicht fassen, wie die Brust daran aufschwillt und wie das ganze Leben nur in diesen einen Gedanken zusammengeht. Dann ist's schlimm um den Kampf, wenn der grinsende Hohn eines Dunkelmannes, der Spott des Schranzen, die drohende Miene des Tyrannen den Mund auch nur einmal verstummen machen kann.

Sollen wir süße Lieder an die Vergangenheit dichten und sie in's Abendroth hineinklagen? — — Gedankenvoll bleibt unser Volk an der Ruine seiner Geschichte stehn, die so lange vergessen war, Bausteine

trägt es zusammen, sucht die großen Bilder seiner Geistesahnen wieder hervor — ich weiß nicht, ob diejenigen Recht haben, welchen das Aufnehmen solcher Schöpfungsideen nur Zeugniß mittelaltriger Bestrebungen ist. Glauben will ich's nicht, weil ich mir Tröstliches dabei denke. Wenn ein Volk zum Nationalbewußtsein erwacht, ist seine erste That wohl die, daß es sich zu den großen Dokumenten seiner Geschichte wendet. Dies ist der treibende Volksgeist, der unbewußt schafft, und wohl wissen es die nicht, die solche historische Ideen erfassen, daß es ein anderer, größerer Geist ist, der sie dazu zwingt, als der ihre, und daß sie jenem dienen müssen.

Nein, meine Feder ist heute ganz trunken. Schon drei Mal habe ich sie hingelegt und gesagt: jetzt ist's genug, aber ich muß sie immer wieder aufnehmen, und immer wieder will sie in Sätzen über das Papier fliegen. Sei dies ein gutes Omen für die Lebhaftigkeit unseres erneuten Briefwechsels. Ein rechter Brief ist auf der bunten Tapete des Gemüths geschrieben, darum ist mir der Deinige so unendlich theuer, Werdomar. Ich weiß, Du wirst mich nicht lange warten lassen; ich habe ja so viel von Dir zu vernehmen, von Deinen jetzigen Verhältnissen, Deiner Stimmung, Deiner

literarischen Beschäftigung, aus deren Mitte Du nun plötzlich herausgerissen bist, von Deinen Plänen für die Zukunft, worüber mir Dein Vater keine genügende Auskunft geben konnte. Ich besuchte Deinen Vater vor einigen Stunden, meine Schwester Agnes war mit mir gegangen; wir fanden den alten Meister im Gärtchen an dem steinernen Tisch sitzen. Das ist sein Lieblingsplatz, weil's der Deine war. Wenn ich bedenke, wie groß der Schmerz sein muß, seinen einzigen Sohn, Dich, mit einem Male aus seinen Armen gerissen zu sehn, kann ich die Standhaftigkeit Deines Vaters nicht genug bewundern. Seine hohen Jahre sind schonend an seiner Natur hingegangen; seine Erscheinung ist noch immer die eines majestätischen Greisen, dem reiche Lebensschicksale eine seltene Charaktergröße verliehen: ganz das Bild einer in Menschenaltern ergrauten Eiche, und doch noch die himmlische Wärme der Genialität in seinen Adern; die Poesie der Musik kann in diesem Greisen nicht altern.

Wirst Du mir glauben, Werdomar, daß mir Dein Vater endlich erlaubte, ihn zu malen, was er mir bisher so hartnäckig verweigert hatte? Gestern trug ich ihm das vollendete Bild hinüber, wozu Agnes einen Kranz gemacht hatte. Der Greis war gerührt und

schloß mich innig in seine Arme; auch ich war ganz weich geworden. »Und doch idealisiren Sie zu stark, guter Junius«, sagte er, sein Bild betrachtend — für Werdomar dies und das.« Er stand vor dem verhängten Bildniß Deiner verstorb'nen Mutter, welches er, wie Du mir sagtest, so heilig hält, daß er es nur in feierlichen Augenblicken enthüllt und nie dem Auge eines Fremden zeigt. — Ein hohes Gefühl lag in seinen Zügen, er sah mich lange an, dann sagte er stark bewegt: »Ich will Ihnen einen außerordentlichen Dank wissen, Freund meines Sohnes. Sie sind ein Maler, Junius, sehn Sie das Ideal meines Lebens.« Er hob den Schleier von dem Bilde Deiner Mutter. — Werdomar, ich finde keine Worte, das zu schildern, was ich vor diesem Bildniß empfand; ich glaubte zu träumen, die Ahnungen der vollendetsten Kunstgestalt durchbebten mich bei diesem Anblick und seitdem war es mir, als hätte ich die Schönheit gefunden. Ich sah viele Gebilde des Lebens, der Kunst, ich bewunderte ihre herrlichsten Auffassungen, ein Ideal, wie dieses, sah ich nicht — oder war es das Geheimnißvolle des Vorhangs, das Räthselhafte, was in dem Wesen Deines Vaters lag, da er dieses Gemälde, das er so seltsam hütet, plötzlich enthüllte: war es dies, was mir

die Erscheinung Deiner früh gestorbenen Mutter so entzückend machte? Ich würde sagen, ihr Antlitz sei das einer Madonna, wenn nicht so viel wunderbare Glut in dem Auge, so viel unbeschreiblicher Stolz in ihren feinen Zügen läge und dies schwarze Haar so üppig niederströmte. Deine Mutter ist als Mädchen gemalt, wer sie malte mußte ein glücklicher Meister werden. Als ich dies Bild lange anschaute, fiel mir der Graf ein. O! er hätte es sehn sollen, der arme Wladislav mit seinem großen Herzen, das für alles Schöne so leidenschaftlich schlägt. — Dein Vater kennt ihn noch nicht, wie lebhaft interessirt er sich für ihn. — Wladislav ist ein großer Mensch, Werdomar, an dem man viel studiren könnte. Seine Erscheinung hat für mich etwas Zauberhaftes — welch' ein Mann, welch' ein Charakter! Sein ganzes Gefühl wird immermehr nur das tiefe, unheilbare Weh seiner Nation. Seit den Jahren, in denen ich ihn nicht sah, hat er sich bedeutend verändert. Die düsterste Schwermuth liegt in seinen schönen Zügen, bisweilen lächelt er auf eine so eigenthümliche Art, daß es mich erschüttert, denn dies Lächeln ist Verzweiflung und Resignation. Außer dem Leid seines Volkes lese ich immer deutlicher eine schmerzliche persönliche Geschichte in seinen Mienen; und nie konn-

ten wir ihn bewegen, uns den ersten Theil seines Lebens zu erzählen. Ich erwähnte seiner Schwester Lodoiska, von der er stets mit so großer Begeist'rung sprach. Er wurde blaß und seine Augen funkelten: »Frage mich nicht«, sagte er hastig, »ich bitte Dich darum, laß dies arme Polenkind ruhn.« Darauf lächelte er wieder: »Erst muß ich einen Schurken finden, und sollte ich die Erde umstreifen — ah! dann will ich ruhig sein, kalt, sehr ruhig .... dann will ich Euch erzählen.« — Was bedeutet dies Werdomar? welche Räthsel! — Auf seiner geheimnißvollen Streiferei durch Deutschland will er Dich besuchen, und sich dann noch einmal in sein Vaterland stehlen. Wird er finden, was er zu finden hofft? Täuschen sich seine Freunde nicht? Ich fürchte Alles, wünsche Alles und hoffe Nichts; doch glaube ich, daß wenn das unglückliche Polen je wieder seine Selbstständigkeit erlangt, dies nur Deutschlands Werk sein kann. Auch Wladislav scheint dies einzusehen. Möge ihn sein Glück durch die Gefahren geleiten, unter denen er sich jetzt in sein Vaterland schleichen muß, wo die nordischen Barbaren an den Thoren lauern, die unglücklichen Flüchtlinge des unglücklichsten Volkes zu empfangen.

Lebe wohl, Werdomar, grüße meinen melancholi-

schen Vetter Ewald und Roderich, Deinen Jugendfreund vom Mainthal her. Auch Dich empfehle ich dem Schutz der Götter, wie Wladislav, und Deinem eigenen Gott. Wenn Dir eine schwere Stunde heraufzieht, mögen Poesie und Eros Dich mit ihren Flügeln anwehn, die Fabel Dir im Schoß sitzen und plaudern und die Phantasie rosige Ahnungen einer schöneren Zukunft vor Dir vorüberklingen lassen — und haben Dich diese Genien in Schlaf gesungen, dann wünsche ich, daß unser alte Gott Thor käme, und mit seinem Hammer einmal in die Welt dreinschlüge, daß wir alle freudig erschreckt auferwachten.

III.

Werdomar.

Es giebt Naturen, welche ohne Paß in die Welt kommen. In der Regel können solche Geister kein Glück machen. —

Wenn der Mensch geboren wird, steht sein Dämon an der Wiege und censirt ihn; entweder läßt er ihn passiren, oder streicht ihm einen rothen Strich quer über das Herz. Dann ist er verfallen. Denn das lauernde Schicksal erkennt den Censurstrich immer und im dichten Haufen des Menschengewühls lodert er wie eine Flamme zur Brust heraus, daß die Polizei aufmerksam wird und der Nachtwächter Feuerlärm ruft. Einsame Wege muß solch' ein Mensch gehn, dem an der Wiege das Imprimatur des Lebens verweigert ward, auf dem Forum des Glücks darf er nicht sitzen, darf nicht die stolze

purpurgebrämte Toga tragen, nur die weiße des ewig Wünschenden; und wo er steht und geht, tritt ihm der Gensd'arm entgegen und fordert barsch den Paß ab: Legitimire dich, denn du bist eine entsprungene Seele, wir haben dein Signalement. — —

Ob ihn sein Dämon nicht liebt, daß er ihm das Herz roth anstrich und ihn zur Qual ewiger Landesvisitation verdammte? Schön ist das Dämonium, aber der Dämon peinigt, wen er liebt.

Am Scheidewege, wo das Schicksal sein verhextes Strohbündel hinwarf, will ich mich ausruhen und das Leben bedenken: spricht der Verfehmte — dort liegt das Thal mit seinen freundlichen Wohnungen und seinen wogenden Saaten, geputzte Menschen sitzen unter den Bäumen und kosen von den Freuden des Tages, von der glühenden Weintraube, der goldnen Aehre auf dem Halm und dem Schiff, das den Fluß herab den geliebten Mammon bringt. Lebe wohl Blüthenthal! deine Freuden lasse ich den Glücklichen und summe ein Lied und gehe vorüber. — Dort liegt der Pönitenzberg, einsam wie der rothe Fels an der Küste Suez im Wüstensande: auf der Kuppe seh' ich die geharnischte hohe Moira sitzen, die blinkende Lanze unbeweglich in der Hand ..... da hinaufzuklimmen freut

mich, bin ich erst oben, dann will ich die Lanze nehmen, und dann wird das Verhängniß in den Krater versinken, und ich will mich hoch auf den Gipfel stellen und über dem Leben rings zu meinen Füßen den Sonnenaufgang sehn. — —

Solch' eine Natur war Werdomar. Tief hatte ihm der Geist in die Brust gegriffen und die Stürme seines Innern aufgewühlt.

— In einer entzückenden Gegend, wo der Main zwischen Reben gold'ne Thäler durchfließt, erzogen, hatte sich sein Sinn früh den Wundern und Poesieen der Natur zugewandt; ihren Reichthum hatte die Musik zu einem zauberischen Tongemälde gestaltet. Sein Vater, August Haller, war Einer der selt'nen glücklichen Menschen, welche die Natur mit ihren herrlichsten Gaben ausstattet, und das Schicksal hilflos in die Welt stößt, damit sie, was ihnen die Hand Jener verlieh, aus eig'ner Kraft entfalten und erweitern. Er war ein Meister der Musik, in den Zeiten seines jüngeren Alters berühmt und angesehn, hatte viele Länder durchreist, kostbare Erfahrungen gesammelt, merkwürdige Schicksale erlebt, und als Liebling der Natur noch im Alter das Glück, die Poesie seines Geistes in einer neuen Form bei seinem einzigen Sohn wieder auf-

blühen zu sehn. — Der französische Krieg hatte das Glück seiner Häuslichkeit zerstört; doch lag über diesen Begebenheiten, in welche Werdomars Mutter und die Handlungen eines Mannes, der hier eine bedeutende Rolle spielte, verflochten waren, ein tiefes Geheimniß, welches August Haller sorgfältig bewahrte. Nie hob er den Vorhang von einer Vergangenheit, deren Erinnerung schon hinreichte, ihn elend zu machen. Er hatte sich ein Gelübde abgelegt den Namen des Mannes, der das Unglück seines Hauses veranlaßte und dessen Tod er bald nach dem Verlust seines Weibes erfuhr, vergessen zu machen. — Werdomars Erinnerungen aus jener schrecklichen Kriegszeit waren nur unbestimmt und verworren. Ein brennendes Haus, aus dem er als Kind, sein Vater, seine Mutter zu flüchten suchten, dunkle Kriegergestalten, ein zorniger Mann, ein Schuß, ein Schrei seiner Mutter — dann wieder ihr Sarg, an dem er mit seinem Vater kniete: das waren die wenigen Bilder, die ihm das Gedächtniß von jener Zeit aufbewahrt hatte. — So oft er seinen Vater darüber befragte und alle diese sparsamen Erinnerungen, so gut er es konnte, ausmalte, schüttelte jener das Haupt und ward ernst: Mein Sohn, sagte er dann, Deine Mutter war eine Blume der Poesie,

ja, eine Trauerblume ... Warum auch an jene Zeit denken? — Sie starb in meinen Armen ... das schreckliche Gefecht in den Straßen, das brennende, den Einsturz drohende Haus, der Schreck hat sie getödtet — wozu auch daran denken? das ist nicht gut — —

Und Werdomar erinnerte sich an die Erscheinung seiner Mutter überhaupt nur wie an eine liebliche Gestalt, die aus der Dämmerung eines Abends winkt. Nur ihr schwarzes, wunderbares Auge, schien wie ein Licht durch die Dunkelheit seiner Erinnerung — wenn ihm dieses Auge hell vor die Seele trat, glaubte er auch eine hohe Marmorstirne, eine bleiche Wange, eine traurig lächelnde Lippe zu erkennen, er wähnte, die sanfte Hand zu fühlen, welche ihm die Kinderlocke schmeichelnd von der Stirne strich. — So hält die Mnemosyne der sehnenden Phantasie einen Zauberspiegel vor, über den das Bild einer lange verschwundenen Gestalt leise hinzittert; in einem lichten Augenblicke erkennen wir die Gestalt plötzlich, aber wenn wir froh die Arme nach ihr ausstrecken, ist die Erscheinung zerstoben. Die Erinnerung zaubert gerade geliebte Personen am seltensten hervor; es sind Kleinodien. — Doch der Laut einer Mutter stirbt in der Seele nie, und oft, wenn wir an die Kindheit zurückdenken, beugt

sich das fromme Gesicht der Mutter aus vergang'nen und verlornen Tagen lächelnd auf uns nieder, wie ein flüchtiger Stern auf eine Wolke scheint. —

Nach jenem Tage, der in das glückliche Haus August Hallers zerstörend einschlug, zog sich Werdomars Vater in ein Thal am Main zurück. Ungekannt lebte er hier nur der Musik und der Erziehung seines Sohnes. Da er in Werdomar musikalische Talente zu entdecken glaubte, gab er sich mit seiner Ausbildung viel Mühe. Der Knabe erfaßte die Musik eifrig und leidenschaftlich, vor Allem hatte er eine entschiedene Vorliebe für die Harfe, die ihm auch in spätern Jahren werth blieb, und die er meisterlich zu spielen verstand. Herrliche Tage durchlebte Werdomar in der stillen Zurückgezogenheit dieses angenehmen Wohnorts, wo Natur und Musik frühzeitig seinem Gemüthe die Wärme und Sinnigkeit gaben, welche dem Dichter gehört. Mit Entzücken konnte er in die weite blühende Landschaft schauen, wo der Fluß sein Silberband hinschlang und majestätische Burgen die Felsen krönten; dann übersetzte er, was er gesungen und gespielt in die Farbengemälde der Natur und diese wieder in Töne, und hier war es, wo eine reiche Lebensempfindung ungeahnt und spielend das erste grüne Blatt der Poesie trieb, den

heiligen Keim einer Jugend, die sich unverkümmert vom Zwange der Pedanterie frei entfalten darf. — August Haller gewahrte mit scharfem Blick Alles, was in dem Gemüth seines Sohnes schlummerte, und wußte diese Talente zu pflegen.

An demselben Orte wohnte des Polizeiraths Roderich Vater, der dort Geistlicher war. Werdomar empfing von diesem den ersten Unterricht in den Wissenschaften. Die beiden Kinder Roderichs, ein Knabe, der um mehre Jahre älter war, als Werdomar, und ein ihm gleichaltriges Mädchen waren seine Spielgefährten, mit denen er froh die Wunderwelt des Mains durchstreifte, oder auf der Terrasse an des Vaters Hause saß und die Lieder sang, die er sie lehrte. Eine glückliche Kindheit hat einen bleibenden Werth; Werdomar hatte sie voll genossen; ihr Gedächtniß hatte seinen Geist erwärmt, sein Herz verschönt. Doch Blüthen blühen schnell ab; Werdomar mußte diesen Aufenthalt nach einigen Jahren mit der größeren Schule vertauschen. — Die Wissenschaft ist ein Maifrost; nur über verdorrtes Frühlingslaub geht der Weg zu ihr. Der junge Roderich, eine leidenschaftliche, excentrische Natur, ward auf die entfernte Schule geschickt, und Werdomar folgte ihm rasch nach.

Die Anlagen des Kindes entwickelten sich im Jünglinge mit erstaunlicher Schnelligkeit, und sein frischer, selbstthätiger Geist bewahrte ihn vor dem mechanisch todten Wissen, weil er, was er wußte zugleich empfand, weil sein Gemüth Dichtung war. Doch schien es, als wenn das Wachsthum seines Herzens noch das seines Geistes überträfe, und als ob mit der Weite seines Wissens sein Gefühl statt sich zu erkälten, nur glühender athmete. Er hatte Mühe, die jugendliche Periode des Romantischen zu überwinden, Mühe, seiner Phantasie eine sichere Bahn anzuweisen; und nachdem er als Phaeton Himmel und Erde in Brand gesteckt hatte, erwachte er auf einem káltern und ruhigern Pol und gewöhnte sich zu lächeln, wo er früher geweint hatte.

Die Poesie ist die Form der Welt, unter ihr weg schweifen die wüsten Atome, die sich mechanisch anhäufen, suchen und fliehn, und die prosaische Anatomie des Organismus gestalten; lieblich ist's, die Poesie als das große Ganze der Mosaik zu betrachten, wenn die Fugen und Reifen und das Flickwerk dem Auge verborgen bleibt, aber in die anatomischen Verhältnisse eingehn, ist eine kalte, prosaischkalte Arbeit. — Je tiefer Werdomar in die Wissenschaft drang, je klarer sich diese wahren Verhältnisse der Welt in ihm darstellten, je

weiter der Horizont dieser besondern Anschauungen um ihn her sich ausdehnte, desto empfindlicher berührten ihn die Kontraste, die Verzerrungen, von denen die großen Formen der Welt entstellt werden. Er sah wahre Ideen und ihre Objektivität verkümmert, Begriffe und ihr Dasein in das Gegentheil verkehrt, die Menschheit um Principe streiten, und den Boden der Wirklichkeit unter ihren Füßen schwinden, und fühlte lebhaft, daß das Princip der Welt nur ein Eines, sich Gleiches und Einfaches sei, die Freiheit, welche das Gute und Gott ist, und von der die Menschheit in langen Jahrtausenden nur den Saum des Gewandes küßte.

Nachdem er die Universität, wo er Junius und Wladislav gefunden, verlassen hatte, entschloß sich sein Vater endlich, aus dem Mainthal, das er bisher nicht hatte vertauschen mögen, zu seinem Sohne in die Residenz zu ziehn. Werdomars Natur ließ keine praktische Richtung auf ein Staatsamt zu. Während Roderich bald an das erste Ziel seiner Wünsche gelangte, gab sich Werdomar dem Genuß eines unabhängigen Lebens, das nur sich selbst und seiner Zeit Rechenschaft schuldet, ganz hin. Ein solches Glück durfte er in einer Zeit, wo die Stellung zum Leben so schwierig und gefahrvoll geworden war, und wo der Unbemittelte

eine gemächliche, sichere Existenz nur zu oft mit dem Verlust seiner Grundsätze erkaufen muß, freilich nur durch mannichfache Kämpfe und Entbehrungen erringen. Der moderne Staat ist nicht auf jener alten **virtus** gebaut; er ist nicht, was er ist, scheint nicht, was er scheint und ist nur, weil er scheint. Daher kriecht die Heuchelei wie die Königin der Schlangen mit funkelndem Diamantenkrönchen durch alle Ordnungen der Gesellschaft; sie müßt ihr mit der Wünschelruthe schlagen, um reich zu werden — das Gewissen ist gar weit und hat Platz genug für Handlung und Motiv. —

War es Werdomar zu verdenken, daß er sich voll Abscheu von jedem Sklaventhum abwandte, daß er sich nicht unter die Fürstenknechte stellte, mit klopfendem Herzen auf ein herabfallendes Lehn der Gunst zu warten? daß er die Quittung seiner Existenz nicht mit dem Blute seiner Ueberzeugung unterschrieb, daß er, in diesem großen, alten Kampf des Geistes durch die Materie um sich selbst, wenigstens sein Selbstbewußtsein retten wollte? —

Wer mit hellem Auge in die Wunden der Völker sieht, muß der nicht über den Blödsinn lächeln, der diese Wunden mit dem Verbot heilen will: »Du sollst sie nicht haben!«? Aber Werdomar war ein Deut-

scher, und ein ganzer Deutscher. — Ein Deutscher kann Nichts thun als seufzen, seine Seufzer niederschreiben und warten, bis ihm geboten wird: »Du sollst nicht seufzen!« —

Nachdem Werdomar seiner Gesinnung wie seinen Talenten Anerkennung verschafft hatte, übernahm er die Redaktion des deutschen Prometheus, eines Blattes, welches es sich zur Aufgabe gemacht hatte, fern von der gewöhnlichen Manier gelehrter deutscher Journale, die für das große Publikum meist nur ein Prakrit der Philosophie sind, in populärer Weise die Ideen nationaler Entwickelung in das Herz des Volkes hinzuleiten. Auf diesem Wege versuchte er an den Momenten der Civilgeschichte Deutschlands den Geist der Nation in fortlaufendem Gange aufzuweisen und so in das Feld der Gegenwart zu führen, wo das Auge abwärts und vorwärts blickend und den Raum der Bewegung mit deren Zeit vergleichend die Bedingungen der Zukunft erfassen konnte. Dieses Blatt, welches vielleicht Alles geleistet hätte, was es versprach, wurde verboten. Der deutsche Prometheus ward an den unwegbaren Kaukasus genagelt — die Geier holten ihn. —

Dem Verbot folgte auf eine freimüthige Widerlegung der Anschuldigungen Werdomars Landesverweisung.

Unter diesen Umständen sah er sich in die schmerzliche Nothwendigkeit versetzt, seinen nun mehr als siebenzigjährigen Vater zu verlassen. Die Trennung von diesem war das Einzige, was Werdomar sein Loos bitter beklagen machte. Geistern, die so in einander verschlungen waren, wie der alte Meister und sein Sohn, mußte die plötzliche Entbehrung ein außerordentliches Weh bereiten. Dem Leben des Alten gab nur die Liebe zum Sohne Werth; dieser sah sich plötzlich aller Mittel beraubt, die Tage seines Vaters zu erhalten; er mußte ihn der Armuth und dem Grame Preis geben. Junius war nach Italien gegangen, Wladislav hatte seit langer Zeit Nichts von sich hören lassen. Die prosaischen Mächte fragen nicht, was empfunden wird, sie haben nur Eile. — Innerhalb vier und zwanzig Stunden war der Dichter aus der Residenz verschwunden, und sein Vater, der nicht folgen konnte, allein.

Der Verwiesene begab sich in das Nachbarland, in die vierzig Meilen von der Residenz gelegne Stadt, wo ihn der Leser zuerst kennen lernte. Hier war Roderich, ein warmer Verehrer Werdomars und eine sonderbare Persönlichkeit, Polizeirath.

Vom Tragischen bis zum Lächerlichen ist nur ein

Schritt; durch alle Trübsal der Welt scheint die Komik immer wie ein rother Faden hindurchzulaufen, als mahnte sie uns an Etwas, was auch mit Schmerzen spielen darf. — Werdomar gewann seine natürliche Heiterkeit wieder, besonders da er die Nachricht empfing, daß sein Vater eine ausgezeichnete Theilnahme gefunden hatte, und für seine Gesundheit nicht mehr zu fürchten war. Er arbeitete unverdrossen an der Ausführung seiner literarischen Entwürfe und durfte mehr Hoffnungen fassen, als er hatte erwarten können. Eine gesunde Natur wird durch einen plötzlichen Schlag nicht gelähmt; er rührt nur die Lebensgeister heftiger auf und schürt die Kohlen an, die im Gemüthe glühn, daß sie heller lodern und der Muth kühner emporflammt.

— Ein halbes Jahr war nach der Verbannung hingegangen. In Werdomars Leben waren frische Bewegungen gekommen, andere, deren Gewalt sein Schicksal bestimmten, bereiteten sich vor.

IV.

Liebe und Stoicismus.

Wenige Tage nach jener Mondnacht befand sich an einem schönen Nachmittage eine kleine Gesellschaft auf der Wassertulpe, welche sich anmuthig aus dem See erhob. Darin saßen der Polizeidirektor Dagobert, seine Gemahlin und Tochter, die außerordentliche Professorin der vergleichenden Anatomie Aspasia, der Hofrath Ehrenreich und Werdomar. Man beschäftigte sich mit Limonade, Orgeat, Kuchen und geistreichen Unterhaltungen.

Die Wassertulpe war eine Insel im See. Ihren Namen hatte sie wie Florida von den schwimmenden Blumen an ihrem Ufersaum. Ein freundliches Gasthäuschen, duftige Lauben, verschlung'ne Gänge, Blumenteppiche, kühle Sitze am Ufer, die reizende Aussicht über

den See weg auf Stadt und Land, machten dies Inselchen zu einem besuchten Vergnügungsort der Städter. Still lag's im Wasser, und selig wie ein süßer Roman, in dem schöne, langlockige Kinder von sechszehn Jahren und darüber Versteckchen spielen — nicht schöner war dort die Inselbucht, wo Juan und Haidie eng' bei einander saßen, in die Dämmergluthen blickten und lauschten, wie's in der Höhle tröpfelte, die Wasserwelle über den Sand und die Liebe über ihr Herz spielte.

— Die Gesellschaft saß in einer grünen Jasminlaubrotunde; vor ihr floß der kühle See, um sie der laue Westwind, über sie der blaue Himmel.

Der Hofrath Ehrenreich, ein kleines, feingeknöcheltes Männchen, stand im Grase, hatte eben einen gelungnen Calembourg gemacht und spielte arkadisch schmunzelnd mit dem Raubvögelchen in seinem Knopfloch. Die dicke Aspasia lachte so außerordentlich und schüttelte sich so gewaltig, daß zwei Frösche, welche gerade unter ihren Füßen fortspringen wollten, erst erschreckt sitzen blieben, sich scheu umsahen und dann in wilder Flucht das Ufer herabstürzten.

Die Polizeidirektorin lächelte nur mit Zurückhaltung. Sie war eine gewöhnliche Dame von wohlanständiger Miene und schöner Robe.

Werdomar sah in das Auge des jungen Mädchens; sie verstohlen wieder in das Seine, er in's blaue Wasser, sie auch in's blaue Wasser — ihre heißen Blicke verzischten da wie glühende Silberfäden, um von Neuem zu brennen.

»Heute bin ich sehr aufgelegt,« sagte der Polizeidirektor Dagobert eine Cigarre dampfend, »das Wetter ist schön und macht froh.«

Ich wünschte, mein Mann käme nicht, meinte die außerordentliche Frau Professorin, ihren braunseidenen Ueberwurf ablegend, er kann sehr abstrakt sein und verdirbt alle menschliche Gesellschaft. Dieses Stündchen ist wirklich ideal, ein wahrer Fokus der Phantasie, wie mein Mann irgendwo in seinen Schriften gesagt hat — wollen Sie uns Eines Ihrer neusten Gedichte vortragen, Herr Werdomar Haller? Ich habe eine starke Passion für Naturdichtung.

Der Hofrath trällerte im Grase, der Polizeirath schüttelte den Kopf, seine Frau machte ein nichtssagendes und seine Tochter Selma ein allerliebst ärgerliches Gesicht.

Werdomar verbeugte sich. »Frau Professor,« sagte er lächelnd, »der Frühling um uns ist ein besserer Naturdichter als ich. Er allein versteht es, schöne Frauen

würdig zu besingen. Schauen Sie nur in dieses klare Wasser hinunter — Sie werden mir Recht geben.«

Aspasia lächelte und versuchte zu erröthen, der Hofrath biß an seinem Daumen.

»Gut,« sagte der Polizeidirector, »Rhapsodieen im Freien liebe ich nicht. Angenehmer ist mir ein Lied zur Harfe, wie Sie es singen, Herr Haller.«

»Wie lieb habe ich doch die Harfe gewonnen,« fiel Selma ein, indem sie Werdomar mit einem schnellen Blick ansah. »Anfangs konnte ich mich vor ihrem dumpfen Schall und ihren schweren Saiten fast fürchten. Bin ich nicht ein närrisches Mädchen gewesen, Mutter? Viel, viel danke ich Ihnen, Herr Haller, daß Sie mir das wahre Verständniß der Harfenmusik aufgeschlossen haben. O! es ist schön, dieses Spiel.«

— Meiner Kunst bedurfte es dabei nicht, entgegnete Werdomar; den Ton der Harfe muß jeder Mensch verstehn, der ein warmes Gefühl hat. —

Selma bückte sich, ein schillerndes Glasstückchen, das zu ihren Füßen lag, aufzuheben. Das schwarze lockige Haar fiel flatternd um ihr schönes Gesicht, ihren weißen Nacken. In den großen, blauen Augen, die tief und magisch verschattet waren, ging die Sonne ihrer Empfindung unter wie Abendroth, wenn's in das blaue

Meer taucht. Ihre Stirne war hoch und klar, von feingezog'nen Augenbraunen scharf abgegränzt; um die Lippen floß das beständige Lächeln der Jugend, der Unschuld und Anmuth, eine reizende Kindlichkeit. Die Frische der Frühlingsluft hatte jenes durchsichtige Incarnat, welches wie ein Farbenschimmer auf Goldgrund aussieht, über ihre Wangen gehaucht, und phantastisch legte das schwarze Lockenhaar seine Schatten um dies reizende Köpfchen, wie Blätter um ein Blumengesicht. — Die kleine Gesellschaft theilte sich bald. Die beiden Frauen hatten unter den ankommenden Gästen Bekannte gefunden, Werdomar und Selma lustwandelten im Gespräch und die Männer spielten in einem Zelt eine Partie Schach.

Unter einem deutschen Polizeidirector pflegt sich die boshafte Welt Etwas Ungewöhnliches vorzustellen; Dagobert war ein gewöhnlicher Mann. Sein Gesicht war gebräunt, nicht gerade vom Alter, wiewohl er sich in den letzten Funfzigern befand, sondern vom Wein, sein Haar war grau und sparsam, sein schmal geschlitztes Auge schillerte lebhaft und schien Etwas zu verrathen, was zwischen Gemüthlichkeit und List die Mitte hielt. Dabei sah man in dem Werkeltagskalender seines Angesichts einen leiblichen, rothangestrichnen Pfingst-

tag, seine Nase, würdig, von einem indischen Wiswamitra in tausendjährigen Betrachtungen angeschaut zu werden. Auf dieser Nase brannte das Kaminfeuer eines warmen, behaglichen Lebens. Ueberhaupt war der Polizeidirektor einer von den korpulenten Lehnstuhlmenschen, die stark essen und nach Tische Brahm sind. Da er zu gleicher Zeit Polizeidirektor und Censor war und eben nach Tische Anfälle von Geistesanwesenheit, Weltbürgersinn und Toleranz verspürte, pflegte er auch nach dem Essen nie zu censiren, sondern dies Geschäft bei nüchternem Magen zu besorgen.

— Doch das kümmert den Leser wenig. —

»Warum nicht?« sagte der Polizeidirektor die Schachpuppen langsam aufsetzend, »dieser Roderich ist ein wunderlicher Mensch; klug — das ist wahr; exentrisch — ich möchte sagen, er moussirt wie Champagner, aber das legt sich; er ist noch zu jung für das Polizeifach, lassen Sie ihn wenige Jahre älter werden und ich wette, er wittert Steine.«

Der Hofrath stieß ein feines, bellendes Gelächter aus: Ist der Dichter mit ihm verwandt?

»Sie sind Jugendfreunde.«

Was halten Sie von diesem Poeten?

»Hm! genial — das ist wahr; aber die Genialität

kann man nicht frikassiren, davon eine Mahlzeit zu halten. Bah! — **gardez**!«

Der Hofrath bellte wieder und klopfte die Asche seiner Cigarre ab. Hunger! sagte er lachend. Eine hohe Regierung thut sehr weise, daß sie dergleichen Bastarde in die Wildniß aussetzt. Ueberhaupt wundert es mich, bester Polizeidirektor, daß dieser Mann schon so lange Zeit in der Stadt bleiben durfte, obwohl er füglich keine Erwerbsquellen nachweisen kann; ja, noch mehr Wunder nimmt es mich, daß Sie diesen Prometheus in Ihre Gesellschaft aufgenommen haben .... **Gardez**, Prinz!

»Hm! Ich gestehe, wenn ich auch seine politischen Grundsätze verabscheue, die ihn mir beinahe zuwider gemacht haben — Schach! — so zieht mich auf der andern Seite seine Persönlichkeit fast unwillkührlich an. Er ist Dichter, Musiker, Kunstkenner.« —

O, Bester, fiel hier der Hofrath ein, was das anbetrifft, so mache ich viele Gedichte, die an Kraft und Rundung Alles übertreffen, was diese modernen, weichherzigen Poeten zwitschern. Zum Beispiel: Eines — es fängt so an:

„Schaurig schnöder Königsmörder
Brutus, Brutus, stygisch trunk'ner Sohn,
Der Du, ach! an Cäsars Löwenbusen,
Schlang' eumolpisch auferzogen" —

Und nun kommen kühne Silbenkatarakte:

„Eumenis Eugepae!
Eurydamantis Patrophone." —

Und nun kommt Euphorions Stimme aus der Tiefe, rief der Polizeidirektor lachend:

„O, Weh mir, Weh mir, Weh." —

— Sehn Sie, das echauffirt mich gleich, sagte der Hofrath, aber lassen wir das. Ihre Tochter hat die Harfe bei Haller sehr schnell erlernt, nicht wahr? —

»Selma ist ein herrliches Mädchen, ihre Talente sind in der That bewundernswürdig. Ich liebe Harfenmusik sehr, sie ist Erbgut in unsrer Familie.«

— Ei, Ei! sagte der Hofrath spöttisch — Ihre schöne Tochter hat die Harfe zu schnell erlernt; ich meine der Baron Manfred wäre kein so vorzüglicher Lehrer gewesen. —

»Was sagen Sie?«

Der Hofrath bellte wieder sehr fein. Ei, Werdomar ist jung, angenehm und ein Dichter, Selma jung, schön und empfindsam — **gardez**, Prinz! —

Der Polizeidirektor machte große Augen. »Sollte

es möglich sein? Wahrhaftig, Herr Hofrath, daran dachte ich nicht. — Aber nicht doch, Sie scherzen, das sind Possen. — Die Verbindung meiner Tochter mit dem Baron ist so gut, als gewiß. Er ist ein Mann von gewandtem Wesen, seine Besitzung Rosenthal ein kleines Paradies; meine Tochter schwärmt für das Landleben: er liebt sie leidenschaftlich, und ihre Neigung wird sich, wie ich glaube, bald finden. Nein, nein Herr Hofrath für landesflüchtige Poeten habe ich Selma nicht erzogen. — Indessen — es ist wenigstens gut.“ —

— Matt! rief der Hofrath und lachte wie ein Satir. —

Unterdessen saßen am Inselgestade Werdomar und Selma auf einem jener schattigen Moossitze, von denen aus die Landschaft einen so entzückenden Anblick gewährte.

Das Mädchen war schüchtern wie die Rose, wenn sie ihr Haupt senkt und auf das Liebeslied der Nachtigall hört.

Er hatte ihre Hand gefaßt und sein Auge brannte in dem Ihren.

»Diese Zeit ist zu flüchtig,« sagte er. »Jugend und Frühling sind nur zu schnelle Wandrer, und doch sind wir ewig, so lange wir jung sind.«

— Sie sagten ein Mal, Werdomar, durch die Jugend rinnt der göttliche Quell der Begeist'rung, wer ihn trinkt altert nicht mehr.... Wer das könnte! —

Sie sah ihn mit einem seelenvollen Auge an. »Wer das kann ist glücklich,« sagte er, »denn nur Wenige wissen, daß sie jung gewesen sind. — Die Jugend ist das Mädchen aus der Fremde, Selma, sie wohnt in sonnigen Ländern, geht sie fort, wird unser Gemüth winterlich, doch mit dem Frühlingsgedanken bemalen wir unsere innerlichen Schneelandschaften golden, er ist Sonnenschein. — Sie werden ewig jung sein, Selma.«

Das Mädchen legte ihre kleine weiße Hand leise an ihre Stirne; ihre Züge hatten einen phantasievollen märchenhaften Ausdruck angenommen. — Werdomar, sagte sie dann rasch, ihn groß ansehend, ich muß Ihnen einen Traum erzählen; aber lachen müssen Sie nicht, denn Ihre Gedanken sind darin. —

»Ihr Traum muß schön sein,« sagte der Dichter lächelnd, »der Frühling hat ihn geträumt; erzählen Sie nur.«

Die kleine Schwätzerin schüttelte ihr dunkles Köpfchen und erzählte:

— Sie kennen den schönen Platz unter den Eichen,

dort im Walde drüben, sagte sie mit dem Finger über den See zeigend; ich saß im Traume auf diesem herrlichen Sitz wunderschön geschmückt. Wie ich so da saß und vor mich hinblickte, kam ein kleines, ganz kleines Vögelchen geflogen, setzte sich auf eine Blumenstaude zu meiner Seite und sang: »Bitte dir Etwas aus.“ Was sollte ich bitten? — Gieb mir die schönsten Sterne, sagte ich, und recht hübsche blau und roth. Nun sang das Vögelchen so fein wie eine Harfensaite Ihr Lied, Werdomar.

Die kleinen blauen Funken
Die Nachts am Himmel sprühn,
Die machten mich immer trunken
Mit ihrem Liebesglühn.

Und ehe ich es merkte lagen unzählig viele blaue und rothe Sternlein um mich her, die ich froh aufsammelte und im Spiel durch die Finger schweben ließ. Mit einem Male flogen die Sterne auf, flackerten ein Weilchen über mir und gestalteten sich zu einer funkelnden Guirlandenkrone, hinter der ich einen grünen kleinen Pallast stehen sah. Aus diesem Pallast klang eine wunderschöne Musik. Die Treppe war von grünem durchsichtigen Stein. Oben stand ein schöner Jüngling in einem blau und weiß gestickten Mantel, stützte sich mit der einen Hand auf eine Harfe und

hielt mit der Andern eine wunderschöne hohe Lilie. — Ach! sie hören nicht, Werdomar, unterbrach sich Selma, jetzt kommt das Beste .....

Der Dichter nickte lächelnd und drückte die kleine Hand, die noch immer in der Seinigen lag. Selma fuhr fort.

Der Jüngling also, der das hübsche blaugestickte Mäntelchen trug, lehnte seine Harfe an eine grüne Säule und kam von den Stufen herab. Sie müssen wissen, daß ich vor der Treppe stand und neugierig durch die Pallastthüre blickte, wo ich im Dunkel rothe Kerzen schimmern sah. Da sagte der Jüngling indem er mich mit der Lilie sanft anrührte mit einer zaubervollen Stimme: »Schon als Perle kannte ich dich, als Krystall, als Glühwurm, als Stern, weißt Du noch, wer ich bin?« Ich sagte Nichts, ich glaube, ich wollte weinen; und immerfort sang das goldne Vöglein vom off'nen Fenster:

Die kleinen blauen Funken
Die Nachts am Himmel sprühn
Die machten mich immer trunken
Mit ihrem Liebesglühn.

Da schallte die Musik noch stärker aus dem Hause, ich sah die rothen Kerzen im Dunkel auf und nieder hüpfen und eine weiße silberne Wand im Hintergrunde

hervortreten, an der eine goldene Harfe hing ... Nun hören Sie nur weiter ... Ich trat mit dem Jüngling durch die Thüre — da löste sich Alles in eine herrliche Melodie auf, Alles verschwand, und ich war eine weiße Lilie im unendlichen blauen Meer und schaukelte auf der Flut. Im Westen sank die Sonne purpurroth; hoch oben am Himmel stand nur ein einziger Stern, der sein Licht auf die Welle warf, die mich umfloß. Als die Sonne ins Wasser tauchte, fiel der Stern über den Himmel, und ein Schwan kam einsam über das Meer gezogen und sang wie das Vögelchen. Da erwachte ich ...

»Und ist das nicht ein herrlicher Traum gewesen?« fragte das schöne Mädchen mit zauberhafter Kindlichkeit Werdomar anblickend. — Ein tiefes Roth hatte sich um ihre Wange gelegt, während sie so mit allem Reiz ihrer Beredsamkeit sprach. Ihre Augen schwammen wie lichte Wellenringe, wie zerfließende Märchen. Das schwarze Haar, welches lockig und leise um ihr Gesicht wehte, warf noch mehr schwanke Schatten der Sehnsucht darüber hin. In diesem Augenblick glich das Mädchen selbst einem fühlenden Traum.

Bewundernd schaute sie Werdomar an, in stummer Entzückung drückte er ihre Hand an sein Herz. Sie

sah ihn aus ihren großen Augen seltsam an. Es war ein Moment, da sich ihre Augen begegneten und plötzlich wie trunk'ne Sterne in einander sahn. Selma wußte nicht, wie es geschah, daß nach diesem Augenblick ihr Haupt an seine Schulter sank und ihr Lockenhaar über seine Brust fiel, und er wußte nicht, daß er sich zu ihr niederbeugte, sie küßte — —

Ein frostiger Gedanke schnitt durch seine Seele, seine Augenbrauen zuckten zusammen, er lies ihre Hand los.

Das Mädchen hatte ihr Haupt erhoben, die schwarzen Locken fielen über die glühende Wange. Beschämt blickte sie auf den Boden.

Werdomar faßte ihre Hand wieder; sie zitterte. Er suchte ihr Auge; sie sah nicht auf. —

Ein bittres Lächeln legte sich um den Mund des Dichters. »Selma«, sagte er langsam und leise, »mein Gedanke ist mein ganzer Reichthum, eine Frühlingspoesie meine Liebe, ein Schwan, der von Lilien scheidet und einsam über das wüste Meer des Lebens fliegt, und mein Schicksal. — —

Ein Geräusch schlug an sein Ohr und ließ ihn verstummen. Seitwärts von dem Plätzchen, wo Beide saßen, war unbemerkt und hinter einem Schneeballen-

gebüsch versteckt eine Gondel gelandet. Ein junger Mann im grünen Jagdrock, eine Reitgerte in der Hand, war eben ausgestiegen. Er trat durch das Gebüsch, sah Selma's glühendes Antlitz, eine Thräne an ihrer Wimper hängen, den Dichter vertraulich-sprechend mit bewegten Mienen neben dem Mädchen sitzen, legte seine Stirn in finstre Falten und ging mit einem höhnischen Blick an den Liebenden vorüber.. Sich verneigend sagte er flüchtig: »Entschuldigen Sie mich, daß ich störte.« —

* * *

Kurze Memoiren eines sentimentalen Wolf's

Aus Werdomars zerstreuten Blättern.

Ein Wolf saß grimmig in der Wüste und heulte. Durch seinen ausgehungerten Magen krochen nur wüthende Mordgedanken. Er hätte die Welt zerreißen mögen. Auf sprang er und lief heulend durch die Nacht. Da kam er an eine liebliche Oase. Unter Blüthenzweigen setzte er sich nieder, hörte die Vögel singen, den Bach murmeln, die Blätter rauschen. —

Was that der Wolf? er wurde melancholisch, er fing an zu faseln, er machte Gedichte unter seinem Pelz. — Eine Jungfrau sah er, die am Wasser ein Märchen sang. Er setzte sich zu ihr nieder, nahm ihre Hand, weinte darauf, sah ihr seufzend ins Auge, und lispelte von schlafenden Blumen, vom träumenden Goldfisch in der Welle und der im Abendschein klagenden Mücke — bald wäre ihm eine Liebeserklärung aus dem Pelz gefahren. — O! Wüstenwolf, Wüstenwolf, woran denkst du gar? — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich glaube, ich kann noch ordentlich sentimental werden, wenn der Frosch im Weiher quarrt, die Rohrdommel brummt, und der Mond traurig auf ein Stück Zaun herunterscheint. Ihr alten Traumgedanken spukt noch immer im Kopf, und du alte Jünglingslocke liegst noch in Rosapapier eingewickelt, im Herzen.

Herz, du kannst sehr pinselig werden — bunte Arabesken malst du dir in einen wallenden Nebel. — Den Verstand kann man an der Logik klein kriegen, die Vernunft an der Dogmatik, oder beiden durch's Herz das Garaus machen — aber wie bringt man so ein Herz zur Ruh? ....

Und gehst du auf den höchsten Thurm, reißt es aus dem Leibe, und wirfst es auf's Steinflaster nieder: es ist eine Katze, es kommt doch auf allen Vieren herunter — und du findest es wieder miauend an deiner Stubenthür.

Wäre ich ein Professor, ich ließe es in Schweineleder einbinden und läse Moral daraus.

O! nicht doch, welcher Professor liest heute Moral aus dem Herzen? Das war ein dummer Gedanke. Vergebt es mir, Ihr deutschen Professoren, daß ich Euch so etwas zumuthen konnte. — —

Und habe ich mir nicht lange vorgenommen, der Liebe Valet zu sagen, ihr ein Fahrewohl zu singen, wie Childe Harold? Habe ich nicht längst ein stoisches Gesicht vor dem Spiegel gemacht und dazu gesagt: Sieh', das steht dir sehr gut, du wirst jetzt in der Nacht kaltes Wasser tragen und am Tage den Zeno hören? — —

Sie liebt mich. Ich weiß es. Ich fühlte ihre Seele durch die Meinige flattern: ich weiß es. Konnte ich nicht ahnen, daß es so kommen mußte? Ich wußte es. Als ich ihr zum ersten Male in das Auge sah,

da sagte ich in mir: Du wirst mich lieben und ich liebe dich schon — und zu meinem Herzen sagte ich: Ich will dich aber am Strick halten wie ein Kalb, und du sollst nicht auf die grüne Weide gehn, wo die schönen arabischen Märchen wachsen, und wenn du mir vor Wildheit gleich deine Hörner durch die Brust stößst. Und zu mir selbst sagte ich noch: du wirst dich ein Mal wie ein vernünftiger Philister betragen, beim Dünnbier der Reflexion sitzen, Vorsätze fassen, und deine Liebe fein weg raisonniren. Kurz, ich wollte vernünftig sein wie ein Knopfmacher. —

Ein Romanritter macht keine Umstände. Im ersten Kapitel verliebt er sich schon in der Ueberschrift, beim ersten Punktum hält er die Geliebte schon im Arm, beim zweiten sitzen sie schon kosend auf dem weichen Flaumpolster, und wenn der Gedankenstrich gewesen und das Kapitel am Ende ist, reitet er schon zum Thor hinaus nach Jerusalem oder sonst wohin, damit sein Mädchen im zweiten Kapitel weinen kann. Ein Knopfmacher liebt ganz anders. — —

Und warum liebe ich Selma wohl? Wäre ich 17 Jahre alt, wie sie, ich würde mich in ihre goldnen Träume verlieben. Das geht nicht mehr bei 27 Jah-

ren. — O! in ihrem Angesicht las ich viel große Schöpfergeheimnisse .... Dich wird der Himmel vor Träumerei bewahren, Selma. Träumen kannst du, aber auch erwachen, denn dein Herz ist auch Geist.

Noch ist ihr Geist nur ein junger Klang, der seine verständliche Sprache sucht. Herrlich webt das Leben das Gewand, in welches sich diese Seele kleidet; dem Körper gab es schon Abendschönheit. Ihr Haar ist die Nacht der Sorgen, die über dem Tag der Freuden hereinbricht, würde Scheherſade sagen: und verachte auch nicht das braune Fleckchen auf ihrer Wange, jede Anemone trägt es ja ... Schön ist sie wie der Abend; ihre Seele der Abendstern auf dunkelem Hintergrunde halb von Gewölk bedeckt ..... Mir bangt vor der Tiefe dieses kindlichen Gemüthes, welches die Natur mit ihren schönsten Goldadern durchwirkte. Solches Dasein ist gefahrvoll, weil es sich selbst schwer begreift, sich selbst gern verzaubert hält. Noch ahnst du nur, Selma, noch geht erst schwanker Tagesschimmer durch deinen Traum. Ich kann's nicht sein, der dich sanft aufweckt, kann dir nicht, wenn deine Frühlingsträume entblättert um dich her liegen, die Welt in ihrer begriff'nen Klarheit zeigen.

Ein Proletarier bin ich. Eintagshoffnungen gab

mir das Leben viel, und ihnen dann den Tod. Kleinodien zeigte es mir, um sie zu verschließen. — Dir meinen Handschuh Welt! den Dank Dame begehr' ich nicht.

Heia! mein Schwerdt ist gut
Von feuergebranntem Stahl,
Funkelt und blitzt,
Es heißet Durendal.

V.

Die Mechanik der Prosa.

Es war Sonntag. Werdomar ging die Vorstadt herab, um, wie er sonst gewohnt war, einen ungenirten, freundschaftlichen Besuch bei der Familie des Polizeidirectors zu machen, mit der er durch seinen Freund Roderich bekannt geworden war.

Dagoberts schönes Haus lag anmuthig im Vordertheil des Gartens wie die meisten Wohnungen der Vorstadt, die von Reichthum ihrer Besitzer zeugten. Es war eine Villa im modernen Geschmack mit einem Plattdach, dessen Ecken Aufsätze schmückten, mit großen, hellen Fenstern in braunpolirtem Ramen und einem Säulenportal.

Die einfache Eleganz dieses Landhauses, vor dem ein Springbrunnen spielte, paßte vortrefflich zu den

schönen Gartenanlagen, welche durchaus mit Kunstverständigkeit und Aufwand angeordnet waren.

— Die bunte Welt wogte in Sonntagsgefühlen durch die Vorstadt. Fußgänger zogen auf den Seitentrottoirs hin, ihnen vorüber rollten Equipagen nach den entfernteren Lustörtern. Aus Einem der öffentlichen Gärten schallte eine rauschende Concertmusik.

Mit beinahe mehr als peinlichem Gefühl stieg Werdomar die steinerne Treppe des Landhauses herauf. Bei dem Gedanken an Selma und ihre beiderseitigen jüngsten Offenbarungen, die eine so beredte Sprache gesprochen und die ein schöner flüchtiger Augenblick voll träumerischer Dichtung ihnen ohne Willen entlockt hatte, konnte er sich eines Vorwurfs nicht erwehren.

Mancher Andere wäre über die Schwierigkeiten seiner Lage und seiner Verhältnisse lachend hinweggeschlüpft und hätte die Gunst einer verstohlnen Liebe, die ihm ein reizendes, kindlich unbefang'nes Mädchen gewährt, als ein glückliches Abenteuer nicht aus seinen Armen gelassen. Doch Werdomar verstand die romantischen Feinheiten der Kunst zu Lieben, die man in den Salons der eleganten Welt lernt, ebenso wenig als Selma, und war redlich genug, sich einem siebzehnjährigen Mädchen gegenüber, das ihm die erste Liebe

ihres Herzens mit aller Naivetät der Unschuld hatte gestehen müssen, schuldig zu fühlen. Er sah wohl ein, daß zwischen ihrer Beider Liebe eine unübersteigliche Grenze gezogen war und wußte, daß seine Macht über dieses Mädchen nur eine unheilbringende sein konnte.

Vielleicht war es zu spät, daß er den Entschluß faßte, das Band, welches er unvorsichtig um das Herz Selmas geschlungen hatte, sanft abzulösen, so lange es sich noch ohne Schmerz lösen ließ ...

Er klopfte an die Flügelthüre des Gartensaals und trat schnell ein. Selma wurde roth und bleich, als sie ihn sah. Sie saß gerade der Thüre gegenüber, den schönen, weißen Arm an ein dunkles Marmortischchen gelehnt, auf dessen Platte eine hohe Vase mit enkaustischer Arbeit stand. Ihr Auge war auf ein Mairöschen gesenkt, welches sie in den Fingern hielt. — Ein feingekleideter Mann saß ihr zur Seite und sprach zu ihr mit einem süßen, beredten Lächeln. Seine Gesichtszüge waren nicht unangenehm zu nennen, hatten aber Etwas Unbestimmtes, beinahe Charakterloses, Leichtfertiges, und verriethen die sichere Ungezwungenheit eines Mannes, der sich viel in der vornehmen Welt bewegt und das Gefühl eig'ner Vornehmheit daraus gewonnen hatte. In seinen Zügen war Nichts eigentlich

markirt und hervorstechend, bis auf den starken blonden Schnurrbart, der von seiner Oberlippe in militairischer Manier über die Mundwinkel herabfiel. Dieser Mann war der Baron Manfred, derselbe, welcher Werdomar und Selma auf der Wassertulpeninsel überrascht hatte.

Die Mutter lehnte in einem reichgestickten Ruhepolster mit dem Lesen eines Buches beschäftigt. Ihr zur Seite standen Orangen und Citronenbäume; und andere Pflanzen, die längs der Wände gruppirt waren und sich zum Theil in voller Blüthe befanden, verbreiteten einen angenehmen Wohlgeruch durch den kühlen Saal. Die Jalousien waren heruntergelassen, nur durch ein buntfarbiges Fenster fiel die Sonne in schimmernden Streifen über den getäfelten Boden.

Mit einer frostigen und strengen Miene hatte die Polizeidirectorin den neuen Gast bewillkommnet. Manfred hatte eine unwillkürliche Bewegung gemacht, die zwischen Unwillen und Schreck getheilt schien, während sich seine Mienen auffallend veränderten und in ein höhnisches Lächeln verzogen. Der Blick, mit dem er den jungen Dichter betrachtete, schien Etwas mehr zu verrathen, als die Eifersucht oder den Zorn eines Nebenbuhlers.

Werdomar, auf einen so kühlen Empfang nicht

vorbereitet, war verwundert und verlegen. Fragend blickte er Selma an.

Sie war erröthend aufgestanden und lehnte nun verwirrt am Marmortischchen. Ihr schönes Gesicht war sehr bleich geworden und zeigte sich unter dem schwarzen Haar marmorweiß. Aus ihrem großen dunkelblauen Auge sah sie Werdomar mit unaussprechlicher Traurigkeit, die sie zu verbergen sich vergebens mühte, an, und der Dichter erkannte in diesem Auge wie in einer Kamee die Insel und den Traum und die kleine Liebestragödie, die nach diesem gespielt hatte.

Nur einen Augenblick tauchte sich des Mädchens Auge in das ihres Geliebten, dann sah sie zu Boden und eine tiefe Röthe stieg wieder über ihre Wangen. Langsam entblätterte sie die Rose und ließ die Blüthen vor sich nieder fallen.

Werdomar hatte genug gesehn. Das Räthsel war gelöst. — Die peinliche Stille einer Minute, deren Schleichen für Selma eine Ewigkeit schien, wurde durch den Eintritt des Polizeidirectors unterbrochen, der, eben als Werdomar ein gleichgiltiges Gespräch mit dessen Frau anknüpfte und einen glücklichen Vorwand suchte sich zu empfehlen und seinen kurzen Besuch zu entschuldigen, schnell eintrat.

Der Polizeidirector schien überrascht, aber erfreut, den Gast zu sehn, verbeugte sich kalt und sagte sehr ernst; »Ach, mein Herr Haller, ich danke für Ihren gütigen Besuch, darf ich Sie bitten, mir auf wenige Augenblicke in mein Zimmer zu folgen?«

Werdomar folgte, froh, aus seiner peinlichen Situation erlöst zu sein. Manfred lächelte ihm höhnisch nach und warf der Mutter einen Blick zu, den diese achselzuckend erwiederte.

Selma machte sich an der Vase zu schaffen; eine verstohlne Thräne sank von ihrer Wimper in diese Urne hinab.

— In seinem Zimmer angekommen, sagte der Polizeidirector mit schneidendem Tone: »Herr Haller, ich bin Ihnen für die Gefälligkeit Ihrer bisherigen Gesellschaft außerordentlich dankbar; doch muß ich Sie bitten in der Folge mein Haus zu meiden. Ich durchschaue Sie. Sie suchen meiner Tochter Herz mit dichterischem Blumenduft einzuschläfern, Sie wagen es mit Hilfe Ihrer Ideale und Phantasterien ihren Sinn zu fangen, Sie erdreisten sich, mit heimlich ausgesponnenen Ränken um die Gunst der einzigen Erbin meines Hauses zu buhlen — o, mein Herr, in der That, Ihre Dreistigkeit ist wunderbarer, als Ihre Schlauheit. Doch

muß ich für Ihre Verirrungen noch einiges Mitleiden übrig haben. Ich verzeihe Ihnen; aber bitte Sie, innerhalb acht Tagen Ihre Erwerbsfähigkeit nachzuweisen, widrigenfalls ich Sie dazu anhalten werde, die Stadt zu verlassen.«

Während dieser Worte, welche der Polizeidirector mit gesteigerter Heftigkeit und rothglühendem Gesicht gesprochen hatte, blieb Werdomar ruhig, er unterbrach ihn nicht. Nur ein kalter, schneidender Zug von Ironie spielte um seinen Mund. Er hatte die rechte Hand in den Busen gesteckt, als wollte er das beschwichtigen, was da innen brauste. —

»Sie sind zu Ende? Haben Sie mir nicht Mehr zu sagen?« sprach er — »O, welche Barmherzigkeit, daß Sie mir noch einige Brosamen des Mitleids von dem breiten Tisch Ihrer Menschlichkeit anbieten! Sie verzeihen mir? — ja, auch ich verzeihe Ihr Verzeihn, fuhr er lebhafter fort, ich verzeihe Ihnen, daß ich mich an Ihrer Thüre verirrte, Sie nicht suchte, und Sie mich hereinzogen, ich verzeihe Ihnen, daß Ihre Tochter ein Herz hatte, welches ich nie hinterging, dem ich nie nachstellte, ja! ich verzeihe Ihnen, daß ich erwerblos in die Welt kam und wieder so hinausgehn

werde; ich verzeihe Ihnen, daß ich bin,« rief er und stürzte fort.

— Es trieb ihn ins Freie. An der wogenden Welt fröhlicher Spaziergänger eilte er vorüber, durch die Vorstadt, den letzten Hügel hinunter, der ins Feld abstieg, wo der Weg nach seiner Heimath führte. Er setzte sich auf einen Stein nieder, abwärts von der Stadt gewandt; der Zorn kämpfte mit einem wilden Humor; seine aufgeregten Gedanken suchten Worte: Lächeln muß ich immer aufs Neue, rief er aus, wie ich einst die Welt dachte. Als Knabe verliebte ich mich in Blumen — melancholisches Kinderspiel! als Jüngling verliebte ich mich in die namenlose Welt — närrische Träumerei! die Fee der Welt ist eine lügnerische Hexe im Zaubergarten, ihr Kuß ein Verrätherkuß: als Mann verliebte ich mich ..... in die Menschheit? — eitler Stolz! ich sah die Menschheit über die Welt hinziehn, mein Herz schlug mir, meine Hand streckte sich bittend aus: Liebe, Duldung, Menschenrecht! ...... und sie fordern Erwerbsquellen ...... er lachte laut.

Eine Hand legte sich hinterwärts auf seine Schulter und eine sanfte Stimme sagte: »Ach! schön ist der Spruch Otba's, Abu Laheb's Sohn: die Welt ist einer Wolke Schatten, eines Schlafenden Traum.«

Eine zweite tiefe Stimme rief: »Ei, Mimnermos, das ist brav! seit wann setzest Du Dich auf die Steine des Feldes und philosophirst in den blauen Maihimmel hinein? O! das ist schön, endlich kommt die Philosophie dem Poeten zu Leibe!«

Werdomar sprang auf, halb ärgerlich, halb beschämt. Vor ihm stand der Geschichtschreiber mit seinem bleichen Gesicht und seinem schmerzlichen Lächeln und neben ihm eine hohe hagre Figur im grauen Rock, deren ironisches langes Gesicht jäh wie ein Fragezeichen aufstieg; an den Schläfen hing kurzes, struppiges Haar, zwischen den kleinen lebendigen Augen sprang eine durchsichtige, abstrakte Nase hervor, keck wie ein Fähnlein.

— »Ihr Lauscher,« rief Werdomar, der wider Willen auflachen mußte, »habt mich da in meinen Sonntagsbetrachtungen aufgestört, aber Du Doktor Torismund frohlocke nicht; über meine Philosophie, die von den Steinen herabpredigt, erbarmen sich die Steine nicht. Doch kommt in die Stadt zurück.«

»Ha!« lachte der hagre Philosoph, »ich muß heute mit dem Polizeirath Roderich über die große Materie **quid homo? quid mundus?** disputiren, da sollst Du mir helfen. Die kosmische Substanz der feinen

Gedankenwesen, die jetzt durch unser melancholisches Deutschland fliegt, hat ihn schon ganz toll gemacht.« — »Gehen wir denn,« sagte Torismund, und schritt voran.

Sie gingen nach der Stadt zu.

Ein einsames Bäuerlein trottirte auf einem Esel an ihnen vorbei. Das Bäuerlein grüßte, der Esel schrie. Nachdenkend blieb der Geschichtschreiber stehn, sah dem Reiter nach und schüttelte schmerzlich lächelnd sein Haupt.

* * *

Romantik und Epos

aus Werdomars zerstreuten Blättern.

»Schicksal« sagt Ihr? O! das haben wir lange todt gemacht; es war nur für die Alten. Schicksal giebt's nicht mehr: aber Unteroffiziere. Auch der attische Chor ist nicht mehr in der Welt und Tragödie: doch der Narr — wirklich ein sonderbarer Kontrast zwischen diesem attischen Chor und dem Narren, die beide eine Rolle haben ..... ist das Närrische in der Welt vielleicht das Zufällige?

Achill wußte sein Schicksal und war doch Achill. Napoleon war der letzte fahrende Ritter in der Welt,

und doch hat die Romantik mit ihm noch nicht aufgehört, und doch hat er kein Schicksal geschaffen.

Dem bewußten Verhängniß erliegen, ist größer als am Zufall sterben. Ajax stürzte sich in Hektors Schwerdt; es war die Nemesis, die es ihm schenkte, und Ajax sprach: »der Feind' Geschenk ist Mißgeschenk und nie was werth.«

Dem Verhängniß erliegen ist größer als am Zufall sterben: das ist griechisch.

Doch die dunkle Ate ist ein episches Gespenst, wir ertragen sie nicht, wir sind nervenschwach, wir haben Gespenster und den Satan.

Das ist es, Religion ist nicht mehr Kunst, die Eumeniden verklärt.

Seht den Faust. Sein Leben verkauft er dem Satan, und dann geht er beten und büßen, um ihn loszuwerden. Er ist ein Deutscher, der arme Faust. Wenn der Teufel mit ihm abfährt, geschieht ihm Recht, denn er ist ein Betrüger und der Satan ehrlich und dumm. Faust kämpft mit Betrug. So fängt die Romantik an. Die Alten durften ihre Nemesis nicht belügen: die Nemesis ist nicht dumm.

Ist nicht Romantik und Nemesis ein Widerspruch? Oder giebt es auch eine romantische Nemesis?

ja, das eig'ne Dämonium. — Ja, der Mensch ist sein eig'nes Schicksal, sein eig'nes Orakel, und stellt sich damit hoch auf den Sinai der Romantik und spricht mit Emphase: Ich bin der Herr! denn Ich bin Ich! die Welt ist mein; es giebt keine and're Götter und keine and're Objektivität neben mir!

Seit uns der Weltgeist das Verhängniß nahm und uns dafür die romantische Form des Lebens gab, die Alles in das Ich hineinlegt, ist die Welt dadurch leer geworden.

Nun ist der Zufall, der politisch schlaue Zufall Minister und Schöpfer des Epos. Er tritt mtt der Prätension des Verhängnisses auf — alte Weiber nennen das Bestimmung wie das Heirathen. — Er demüthigt den Geist und verhöhnt die Geschichte .... und wenn wir klug sind, trösten wir uns und sagen: es ist Vernunft in der Natur, denn der Zufall ist der Erfinder in der Welt — — — —

Wie würde die Welt aussehn, wenn Kunst, Religion und Staat wieder Eigenthum, nicht der Einzelnen, sondern des Volkes würde? Da würde man auswandern, o! in Schaaren, nach Amerika, nach China, in die weite, weite See. Ich bliebe daheim und freute

mich und würde ausrufen: Ihr Götter, wie schön, daß Ihr ein wenig verhängnißvolles althellenisches Epos in diese romantisch gähnende Leere voller Thatlosigkeiten hineingelegt habt. Epos gebt uns, Epos! ....

Wohl ist's ein Schmerz innerlich von Thaten glühen, welche die Seele aufzehren, weil sie nicht als wirkliche Gebilde in's Leben hinausspringen dürfen. Schöne Seele, wie sanft und weich wirst Du, eine schöne Dulderin bist Du, eine Madonna mit dem Schmerzengesicht — und der Körper, in dem diese schöne Jungfrau sitzt, ist noch ordentlich grob dabei. Es ist erstaunlich, was ein Körper grob und unverschämt sein kann, wenn er »Brod« verlangt. Bitte, Erwerbsquellen, ein einziges kleines Brönnlein voll Erwerbsquellen .... Die Juden wußten zu laufen, ihnen fiel das Brod vom Himmel und die Leipziger Lerchen dazu. Ach! dafür sind sie gestraft genug ...

In Aegypten mußte sterben, wer keine Erwerbsquellen anzugeben wußte, darum sagt Diodor, daß Aegypten das einzige Land sei, wo sich die Bürger nur um ihre Geschäfte, nicht um den Staat bekümmert; aber wir Deutschen sind klug und machen uns All' das zu Nutze.

Ihr Götter, ein wenig Trotz, eine Mauer und

einen weichen Hirnschädel, das habt Ihr uns wenigstens gegeben ....

Der Kaiser von Japan sagte zu seinem Hofpoeten: Bitte Dir eine Gnade aus. Der freudig erschreckte Hofpoet küßte den Staub von des Kaisers Füßen und bat um die Freiheit, sich vor Sr. Majestät allerhöchsten Augen den Bauch aufschneiden zu dürfen. Der Kaiser gewährte ihm die Freiheit. Das war gnädig vom Kaiser und allerliebst vom Hofpoeten. —

VI.

Schwermuth eines Polizeiraths.

Wenn ein deutscher Jüngling mit blauen Augen und blondem Haar und rosenrothem Herzen schwermüthig wird — ist das ein Wunder? Wer jung ist und eine bethaute Seele in der Brust trägt, sitzt wohl unter Flieder und breitblättrigem Ahorn und träumt von jungen Leiden und Schwanenliedern. Aber wenn der Mensch älter wird und ihm das Fett der Jahre und der Amtsgeschäfte wie ein Panzer um das Herz wächst, wie ein Siegfriedshorn, von dem die Pfeile der Empfindungen stumpf abprallen — da ist's wahrhaftig wunderlich genug, schwermüthig zu werden, vollends wunderlich wenn der Mensch dabei Polizeirath ist.

Ein schwermüthiger Polizeirath ist eigentlich ein Unding, ein geschichtliches Monstrum. Wenn die Schwer-

muth in die Rathhäuser und Senate und Büreau's käme und unter die Polizisten und Schreibergilden führe, und ihre melancholischen Altweibersommerfäden denen Allen um die Perrücken und Zöpfe säuselten und ihre großen Römernasen mit Blüthenduft benebelten, daß sie die Witterung des abgejagten Weltgeistes verlören, und nun unter freiem Himmel sich hinsetzten und den Mond anbellten — nein! lieber Gott, da wäre der Teufel los.

Der Leser erinnert sich einer nächtlichen Gestalt, die aus dem Fenster erst einen Monolog, dann eine Schlafmütze in das Angesicht der Erde hineinschleuderte — es war der Polizeirath Roderich, Werdomars Jugendfreund, den, wie oben erzählt wurde, jene drei Männer besuchen gingen; wir müssen den Leser mit diesem Manne zuvor bekannt machen.

Roderichs schöne, junge Frau, die er vor einiger Zeit verloren hatte, war eine Cousine des Geschichtschreibers gewesen. Ewald hatte sie mit historischer Treue geliebt und liebte sie selbst im Grabe noch. Beide waren als Kinder im Hause eines wohlgenährten Onkels und ehrwürdigen Landgeistlichen erzogen. Wie zwei Disteln am Wege wuchsen sie in Gottes freier Natur idyllisch auf, nickten einander zu, wehten im

Abendwind und lispelten von der ersten Liebe. Doch die eine Distel schüttelte den jungen Bart und ging in die Welt hinaus, sich Brod zu erwerben. Da blieb die And're einsam am Wege stehn. Traurig senkte sie ihr Haupt, sehnsuchtskrank.

Aber nicht lange währte es, da kam ein Esel des Wegs gelaufen; der hatte einen feinen Kastorhut auf dem Kopfe, einen stattlichen Backenbart im Gesichte, einen eleganten Frack auf dem Leibe und in der Tasche das Polizeirathspatent; der kam des Wegs gelaufen und sah die einsame Distel am Wege stehn.

Und der wilde Esel brach sie, und die Distel bückte sich und sprach: »ich danke Herr Polizeirath.«

Was half es, daß der junge Ewald melancholisch wurde und dazu Geschichte studirte? Der Polizeirath war Polizeirath, hatte Brod und konnte die Distel dazu verzehren.

Doch nur drei kurze Jahre waren Roderichs und Margarethens Glück vergönnt; und schon frühe überzog sich der junge grüne Maimorgen ihrer Ehe mit schwülen Wetterwolken. Es gab Donner, Blitze und Regen, Zorn und Thränen. Die junge Frau liebte Putz und Ball mehr als ihren Mann, und der Mann

sich selbst mehr als seine Frau. Das konnte nicht gut enden.

Am Fastnachtstage, wo der liebe Gott der Welt ein Mal einen privilegirten Narrenball giebt, gab auch die Stadt, die nicht zurückbleiben wollte, einen Maskenball im großen Remter des Rathhauses. Die junge Margaretha erschien hier in der Maske der Psyche, die den Amor sucht. Sie hatte schöne Fittige an den Schultern, ein himmelblaues Gewand, wehende lange Locken und ein lieblich sehnsüchtiges Larvchen dazu. Ihr Mann, der schon über die Wahl dieser Maske aufgebracht war, weil sie ihm für eine Hausfrau und Polizeiräthin gar zu flatterhaft und mythologisch dünkte, verwandelte sich aus Aerger, Hitze, und um des Gegensatzes willen, in einen soliden nordischen Ofen. In dieser festen Positur stellte er sich in den Saal, so daß er die hin und herwogenden Masken bequem überschauen und seine Frau aus dem Ofenloch heraus beobachten konnte, wie sie von Sehnsuchtsqualen getrieben auf und nieder flatterte, den verlornen Geliebten zu suchen.

Ein Mal nur trat Psyche — vielleicht war sie nach vergeblichem Suchen eben aus Sibirien zurückgekehrt — schelmisch an den Ofen, sich ein wenig aufzuwärmen.

Der Polizeirath brummte aus der Röhre, Psyche schmollte an den Kacheln. Weibliche Tücke, die Schadenfreude, welche sie an der Eifersucht ihres hitzigen Gemahls empfand, verlieh ihren Schwingen neue Kraft. Reizender, leidenschaftlicher, sehnsüchtiger als zuvor flatterte sie zwischen den Masken durch ihrem Amor nach.

Endlich fand sie ihn. Er lag unter einem Sternenhimmel auf Sammetpolstern. Seine Stirne bedeckte die mysteriöse Binde, in der Hand hielt er einen Myrthenzweig, müßig ruhten Bogen und Köcher zu seinen Füßen. Amor war schon völlig ausgewachsen, neun Zoll groß, Oberlandesgerichts-Referendarius geworden und arbeitete für zwanzig Silbergroschen Diäten auf dem Land- und Stadtgericht.

Einen Schrei der Freude ausstoßend, kniete Psyche vor ihm nieder und streckte ihm ihre Händchen entgegen.

Wie hold lächelte da der göttliche Referendarius, wie schnell hob er die schöne Betende auf, wie inbrünstig schlang er seinen Arm um ihre schlanke Hüfte, wie süß flüsterte er da: »Himmlische Frau, ich bete Sie an!«

Da kam Venus und fügte ihre Hände zusammen und Aurora streute Rosen vor ihnen nieder.

Der Polizeirath aber schwitzte vor Eifersucht, fuhr einige Male mit dem bärtigen Gesicht zum Röhrenloch heraus und schlug von innen mit den Fäusten gegen die Kacheln.

Götter fürchten sich vor einem Polizeirath nicht, und Amor und Psyche engagirten sich in der Wonne des Wiederfindens sofort zu einem deutschen Nationalwalzer, der eben begonnen hatte. Wonnetrunken rasten sie durch den Saal. Der Ofen spie Feuer.

Ewald, der diesen Maskenball ebenfalls besuchte, sah seine einstige Geliebte so reizend, so anmuthig wie Psyche selbst und seufzte nur. Als Kranich an einen Pfeiler gelehnt, versuchte er auf einem Bein zu stehn, und dachte an Ibikus und die Furien.

Arme Psyche! bald sollte sie ihre Schwingen senken. Sie wirbelte an Cupidos Hand dahin, leicht wie der Schmetterling im Mai; ihre Wange glühte, ihr Auge flammte, ihr gepreßter Busen flog. Da überzog plötzlich Leichenblässe ihr Antlitz, dessen Larve sie abgelegt hatte; mitten im Tanze entglitt sie erschöpft Amors Armen und sank bewußtlos nieder.

Der Ofen stürzte auf sie zu, fuhr mit dem Kopf durch die Röhre, riß mit den Händen die Ofenwände ein, stieß den erschreckten Amor, der sich bemühte die

Gefallne aufzurichten, heftig zur Seite, und drückte die Ohnmächtige an die Kacheln seines glühenden Herzens. Auch der Kranich des Ibikus war kläglich schreiend herzugeflogen und umflatterte Psyche mit seinen Flügeln.

Doch regungslos lag Psyche in den Armen des Ofens, kaum bebte der Athem von ihren Lippen. Man trug sie nach Hause.

Am folgenden Morgen legte der Tod statt des Myrthenzweigs eine Narcisse in Margarethens kalte Hand. Ein Nervenschlag hatte die junge Frau getödtet. Auf des Geschichtschreibers dringende Bitten wurde sie in der Maske Psyche's, als Symbol kommender Morgenröthe, begraben.

— Der Tod dieser armen Psyche machte den melancholischen Ewald zum unwandelbaren Freunde seines einstigen Nebenbuhlers. Das Schicksal hatte ihnen gleiche Loose zuerkannt, denn im Grunde war es doch immer ein und dieselbe Niete, welche beide gezogen hatten.

Zu ihnen gesellte sich noch ein Dritter, der Doktor Torismund, ein Mann, der gemächlich von seinen Renten lebte, gut aß, noch besser trank, witzig und ein Philosoph war.

Kleeblätter fügt der Zufall zusammen. Es gab kein seltsameres Kleeblatt, als jene drei Freunde, die,

so verschieden ihre Eigenthümlichkeit auch war, dennoch ein wunderliches aus entgegengesetzten Substanzen gemischtes Ganze ausmachten. Denn was dem Einen fehlte, lag in dem Charakter des Andern; wovon der Eine zu viel hatte, davon hatte der Andre zu wenig.

Ewald war nervenschwach, seine Seele ein ossianischer Morgennebel am Carn, der zerfließt, wenn die warme Sonne darauf scheint. Er hatte sich nie um ein öffentliches Amt beworben, sondern war Privathistoriker und schrieb seit fünf Jahren an einem großen deutschen Geschichtswerk, von dem noch nie Jemand eine Silbe zu Gesichte bekommen hatte. — Der Philosoph war eine Eisnatur, ein Fisch; sein Herz, das er seit seiner Kindheit noch nicht ausgekehrt hatte, hing voll Spinngewebe, in dem er zu seiner Belustigung Insekten fing.

Leidenschaftlich und ehrgeizig war dagegen Roderich ein lebendiger Vulkan. Sanguinische Pläne, siedende Gedanken stiegen aus dem Krater seines Innern wie Feuersäulen und Rauchwolken empor. Es regnete viel Steine und Asche hernieder; darnach stand der Krater wieder eine Weile schwarz und ruhig. Solchen vulkanischen Menschen steigen die Gedanken als heiße

Dämpfe in den Kopf, bis sie als tropfbare Flüssigkeiten niederschlagen.

Obwohl Roderich, da er ein kinderloser Wittwer von zwei und dreißig Jahren war, sich weit davon entfernt hielt, durch Gram oder sonstige drastische Mittel seinem Leben ein Ende zu machen, so hatte der Verlust Psyche's seinem Gemüthe dennoch eine besond're Färbung gegeben. In der Verlassenheit der Grübelei regte sich ein leises, erst verschämtes Gefühl von Ungebundenheit in seiner Seele, und in dieser Abenddämmerung seines Fühlens saß er und wetterleuchtete; während ihn der Dichter begeisterte, zeigte ihm der Philosoph spottend Leben und Welt in majestätischer blauer Ferne magisch beleuchtet und in der Nähe die baumlose Wüste seines prosaischen Geschäftslebens, zu dessen erdrückendem Einerlei sein lebendiger Geist verdammt war.

Ein langes Gähnen ging erst durch seine Seele, ein Gähnen der Langenweile, ein erschrecklich langes Gähnen. Seine Brust war erdrückend schwül. Es bedurfte nur eines Stoßes, und Sturm und Wetter brachen los.

— In solcher unklaren Stimmung stand der Polizeirath an jenem Nachmittage, den wir vorher schilderten, hinter dem Fenster seines Zimmers, und sah

die Wolken ziehn. In seinem Innern waren mehr Wolken als am Himmel und alle fahl und bleich. Er senkte sein Haupt, das groß und schwer war, wie ein Fichtenbaum auf kahler Heide, dessen herbstliche Krone die Frühlingssehnsucht niederzieht. Dann warf er es wieder stolz in die Höhe, zog die Augenbrauen finster zusammen und drückte seine Römernase an die Scheibe. In seinem breiten Gesicht, auf seiner kurzen, niedrigen Stirne, die schwarzes Haar beschattete, wühlten Gedanken Maulwurfshügel auf. Seine kleine, korpulente Figur war in beständiger Bewegung, bald stampfte er mit dem Fuß, bald schlug er mit der geballten Faust auf die Fensterbrüstung. Er ging vom Fenster, wieder dahin, wieder fort, blieb mitten in der Stube stehn, ging wieder, murmelte.

»Ha!« rief er mit einer heftigen Bewegung der Hand aus, »was ist Menschenwürde? Nicht das! nicht das! Was ist Wahrheit? — Frage des Pilatus!« Er setzte sich auf einen Stuhl und legte seine Stirne in finstre Falten. Dann sprang er plötzlich empor, lief schnell die Stube auf und nieder, trat an ein Schreibepult, worauf Akten lagen, warf einen Blick darauf, las: In Sachen wider den Juden Abraham Hersch: Paßverfälschung. — Auguste Einbein, angeb-

liche Gräfin Ulrike Pauli, nächtlichen Vagabondirens halber. — Bartscheerer Cornelius: wegen Ausreißung der Laternenpfähle; Zeitungsschreiber Leonhard: wegen nächtlicher Rauferei und revolutionairer Toaste im Keller. —

Er warf die Papiere über den Haufen, er drückte seine Hand gegen die Stirne. »Wahnsinnige Menschheit«, rief er, »Pompejus und ein Lictor! sein Geist und ein Lictorenamt! Konnte Pompejus Polizist werden? Nie! O! erbärmliche Kragenmenschen, die der Weltgeist nur zu Gassenkehrern der Welt, zu Schlagbaumhütern an der Chaussee der Zeit, zu Aufpassern in jeder elenden Winkelkneipe des Universums, zu privilegirten Statisten auf dem großen Theater der Erde machte, was seid Ihr? Eure Seelen sind nur Spültropfen aus dem Götterkelch gegossen, und Eure Geschichte nur ein Fleck im Buch der Menschheit.« —

Mit dem letzten Ausruf im Munde hatte sich der Polizeirath auf ein Ruhebett geworfen, welches dem Fenster gegenüber in einer Wandnische stand. Die Leidenschaftlichkeit seiner Gedanken hatte ihn so sehr aufgeregt, daß eine Abspannung nothwendig darauf folgen mußte. Liegend heftete er sein Auge auf das Portrait seiner verstorb'nen Frau, die er als Braut im

weißen Kleide, ein Vergißmeinnichtsträußchen an der Busenschleife, hatte malen lassen. Jetzt schimmerte das weiße Kleid aus dem goldnen Ramen gar seltsam. Das Zwielicht des heraufkommenden Abends beschattete diese einst so lebendigen Züge, das Grübchen in der Wange, das helle Braun des Auges. — Roderichs Vorstellungen nahmen augenblicklich eine andere Richtung; das Meer seiner Brust wurde allmälig geräuschloser, die wilden Möwen, seine Sturmgedanken flatterten fort.

Er begann schon abwechselnd zu seufzen und zu gähnen. Mit der Zeit entsank ihm seine rechte Hand, sein Kopf neigte sich zur Seite: er war eingeschlummert.

Er träumte wunderliche Träume, bald waren es Irrlichter, die durch seine Brust rannen, bald Flötenklänge, die sie durchzitterten.

Schweißtropfen perlten auf der Stirn des Schlafenden und verflossen im Backenbart. Ein schwerer Traum ängstigte ihn. Er sah sich in einem Kaisersaal. Auf dem Throne saß der Kaiser mit großem Bart und langer Adlernase wie Pick-Aß, den Purpurmantel um die Schultern, die goldne Krone auf dem Haupte, Scepter und Reichsapfel in den Händen. Sein blitzen-

des Imperatorauge war durchbohrend auf den Polizeirath gerichtet. Er stand vor ihm, er war vortragender Rath und sollte über das Spionsystem referiren: hinter ihm befanden sich die Minister. Er zitterte vor Angst, denn obwohl er die glänzendste Rede auswendig gelernt hatte, war ihm dennoch Alles entfallen und in seinem Kopfe kein anderer Gedanke, als der an Juden. Diese Vorstellung drängte sich ihm so gewaltig auf die Lippe, daß er den Kaiser unwillkürlich so anredete: Großmächtigster Kaiser, Glorreicher Augustus, was halten Ew. Kaiserliche Majestät von der Emancipation der Israeliten? — Vor dem strengen Blick des Cäsars zusammenfahrend, sah er auf seine Füße und bemerkte zu seinem Schreck, daß er keine andere Kleidung trug als zwei Kourierstiefeln, ein Hemde, einen Frack darüber und statt des Hutes unter dem Arm das gestickte Sophakissen seiner seligen Frau. In dieser Höllenangst suchte er zu entfliehn, doch eine unsichtbare Macht hielt ihn am Boden fest. — Da reckte sich des Kaisers Adlernase plötzlich lang aus und schlug wie eine Stange durch seine Brust, daß er nicht vorwärts, nicht rückwärts gehn konnte; aus dem Hintergrunde des Saals stürzten nun die kaiserlichen Räthe herbei, sprangen auf die Nase und ließen sich daran

als schwarze Spinnen an Fäden nieder. Da öffneten sich die Flügelthüren, hereintrat Pompejus, warf seine Toga ab und begann auf der Nasenstange zu turnen. Diese riß mit donnerndem Krachen, der Polizeirath stürzte auf seine Kniee nieder, der Boden öffnete sich, er fühlte sich durch einen bodenlosen Abgrund wohl meilentief fallen. Doch wider die Gesetze des Falls fiel er je tiefer, desto sanfter, bis er vor die Füße einer holden Gestalt, die mehr Göttin als Weib schien, auf grünes Blüthenmoos niedersank. Die Holde erschrack nicht, sie floh nicht, sie kniete an einem Krystallbrunnen und wusch emsig ein Linnenzeug. Der Duft von tausend Violen, Nachtschatten und Amaranten schwamm in Sonnenwellen durch die Luft. Im Myrthenwäldchen girrten Tauben, schlanke Rehe spielten am Gebüsch. Dem Polizeirath sang und klang und spielte Alles dies ins Herz hinein; ihm ward so weh — die Schöne schlug das Auge auf, ihre Wange war von Lichtpurpur gewebt, von goldnen Locken umflossen. »Bist Du da Armin?« lispelte sie: »höre nur, wie die Myrthen flüstern und die Anemonen kichern, die Rosen schütteln ihr Haupt.« — Da schwoll dem verliebten Polizeirath das Herz, er umschlang das Götterweib mit seinen Armen; ihm war's plötzlich, als trüge

es die Züge seiner verstorb'nen Psyche und als erkannte er sie nach einem langen Jahrhundert wieder. »Psyche!«, rief er, »ja, Du bist es, in den Himmel entrückt wäschest Du die Strümpfe der Juno!« er drückte einen Kuß auf ihren Rosenmund, doch die Schöne wand sich plötzlich aus seinen Armen, sie schlug ein lautes Gelächter auf, in welches die Turteltauben im Myrthenwalde einstimmten, und versetzte dem Polizeirath mit dem nassen Linnen einen derben Hieb über das Angesicht.

— Schlaftrunken raffte sich Roderich von seinem Lager empor.

An seiner Schulter rüttelte Jemand: Auf, Don Rodrigo Diaz von Bivar, rief der Philosoph mit seiner tiefen Stimme, mache uns Punsch, Mann, denn wir haben beschlossen, heute ein sokratisches Convivium zu halten — Punsch sage ich, Campeador, Punsch.—

Punsch, wiederholte Ewald in süßer Laune, und Werdomar lachte.

Der Polizeirath sprang mit jugendlicher Kraft auf, Freude strahlte aus seinen Augen: »Punsch, sagt Ihr, meine Herren; schreiten wir dazu, das ist die Wahrheit, mein Bowlensokrates!«

VII.

Das Symposion.

Nur hinter der Bowle ist der Deutsche frei, und wirft da einmal wie Atlas seine schwere Riesenlast ab. Da setzt er sich breit hin, zieht den Frack aus, macht es sich bequem, schneidet ein souveraines Gesicht, rührt mit dem Trinklöffel autokratisch im Punsch wie ein Gott im Chaos, begeistert sich stufenweise, redet ein Wort mit in Landesangelegenheit, reformirt den Staat, entthront gar Könige und setzt Minister ab, kurz er revoltirt, rebellirt und wird sehr grob. Die Deutschen muß man hinter der Punschbowle gar fein zufrieden lassen: da sind sie Alle grimme Berserker mit Riesenmuth, sehen martialisch aus wie Odin, und wenn sie einen Witz machen hat er ein satirisches Gebiß. Da hört man Nichts von dem süßen attischen Geschwätz

eines Symposion, und nur dies ist das einzig Klassische bei dem deutschen Punschtrinker, daß er waidlich zecht und trotz dem mit seinem Glase in der Hand wie Sokrates noch begeistert lallend steht, wenn der Morgen dämmert und Alcibiades lange betrunken auf den Polstern liegt.

— Die Bowle war zugerüstet, ihre gewürzten Dämpfe vermischten sich mit dem Rauch einer Havannazigarre, welche in dem lächelnden Munde des Geschichtschreibers glomm.

Nichts weniger als schwermüthig war der Polizeirath; er stand in englischer oder germanischer Nationaltracht, nemlich in Hemdeärmeln an der Bowle, blies mächtige Rauchwolken aus seiner Pfeife und schenkte frisch die Gläser ein. Man trank schon mehr als eine Stunde lang; Roderich konnte starken Wein nicht vertragen.

»Beim Hund!« rief der Polizeirath mit etwas lauterer Stimme, »und was ist die Bestimmung dieses zweibeinigen, zweihändigen und einwilligen persönlichen Fürworts, welches Du als Menschen definirst?«

— Minerva sei mein Zeuge, erwiederte der Philosoph, ein Glas herunterstürzend, was anders, als auf beiden Beinen vorwärts zu gehn, mit beiden Händen

zuzugreifen, und sein Ich Allen gleich zu setzen. Denn ich will's Dir sagen, o! Charidemos, wenn es auch von einer Flut des Gelächters und vollkommner Ungläubigkeit übergossen werden sollte, das oberste und einfachste Princip im Staate ist dies: So Du Mir, So Ich Dir. —

Hierauf sagte Werdomar lachend: »Bester Sokrates, Du hast ein solches Wort und Sache ausgesprochen, daß Du wohl denken kannst, es werden eine Menge Ultras aus Deutschland, und das nicht schlechte Kerle, ihre Mäntel abwerfen und nach dem nächsten besten Messer greifen, und allesammt in geschloss'nem Gliede auf Dich losgehn, und wenn Du sie nicht mit Gründen zu besänftigen wissen wirst, so wirst Du es schwer zu büßen haben.«

Der Geschichtschreiber hatte sich unterdessen vor Psyches Bild gestellt, sah die Selige trunken an und seufzte. Nach einer Weile unterbrach er seine psychischen Anschauungen durch eine plötzliche am praktischen Reiz in der Kehle vermittelte Ideenassociation, das heißt, er ging sein Glas holen, stellte sich damit wieder vor das Schattenbild seiner Liebe hin, schlug sein selenvolles Auge träumerisch zu ihr empor, seufzte immer

und trank dazu. Sein trübes, blasses Wolkenangesicht war schon sanft geröthet.

»Beim Hund!« rief der Polizeirath exaltirt, „guter Protagoras von Abdera, du philosophirst wie ein Schuster aus Athen. Du solltest Schuhmacher werden, wie Jakob Böhme. Es steckt Etwas Schusterhaftes in Dir. Da Du so gut definiren kannst, wirst Du den besten Stiefel aus Principien machen, und ihn aus Grundsätzen des Staats ableiten.«

Der Philosoph lachte unbändig, stieß Werdomar an, und lenkte in den Ideenkreis des Polizeiraths ein. — Was ist der Mensch? fragte er plötzlich, kannst Du es fassen, Campeador? Was ist die Welt? rund und dumm! —

»Hoho!« rief Roderich in der Stube auf und ablaufend, »einen Punkt außerhalb der Welt, einen oder zwei, für ein Bein, für zwei Beine!« —

»Ja,« fiel der Dichter ein, »guter Roderich, hätte die Welt nur zwei Beine, sie wäre längst zum Teufel gelaufen. Aber Du, o weisester Sokrates, glaubst Du an eine Weltseele, wenn —

»Wenn«, unterbrach der Polizeirath mit Heftigkeit, »wenn die Welt eine Seele hätte, wie die Philosophen behaupten, glaubst Du nicht, daß sie vor Langweile

hätte verrückt werden müssen. Ja! wenn es eine Weltseele giebt, wenn sie im Beginne großer Perioden als Zeitgeist in der Maske des Hanswurstes mit Bocks-sprüngen, schellenklingelnd, grimassenschneidend, mit falschem Pathos, närrischer Ideen voll, über die Welt rennt; dann ist sie aus Langweile über diese bleierne Menschheit verrückt geworden.«

»Du triffst das Rechte, o Guter,« sagte Werdomar in der froheſten Laune, »eine fühlende, bewußte Psyche der Welt müßte schon längst darüber den Verstand verloren haben, daß die Erde in Jahrtausenden Nichts thut, als Jahr aus Jahr ein wie toll um die Sonne zu rennen, die es müßig mit ansieht, und wenn sie nur ein wenig Humor hat, gewiß vor Lachen bersten muß: wie die Menschheit beim Jahreswechsel als wäre ein neues Schlendriansjahr wirklich ein Wunder, wild aufspringt, in schwarzen Leibröcken durch einander läuft, sich herzt, sich küßt, sich gratulirt, Musik macht, Champagner trinkt, sich Gedichte, Visitenkarten und Manichäerbillete zuwirft.«

Der Polizeirath gerieth in immer höhere Begeisterung, das Thermometer seiner Empfindungen näherte sich dem Siedepunkt.

— Still, sagte der Philosoph Torismund ironisch,

die Dichter muß man aus dem Staate verbannen, denn sie verleiten selbst die Polizei zur Demagogie. —

»Polizei!« rief Roderich — »weg mit diesem ledernen Alltagswort, ich bitte Dich schweig', Du empörst mich. Ha! ich fühle es, in mir liegt ein Etwas, so ein großes, unsagbares Etwas, das nur gefühlt sein will; ich kann nicht im Dunstkreis niedriger Naturen wohnen. — Sein oder Nichtsein, das ist die Frage;« und er schlug mit der Hand auf den Tisch, nahm ein Glas und sprach mit Feuer: »Geist der Menschheit, Dir gehöre ich an!«

— Unterdessen war der Geschichtschreiber theilnahmlos ab und zu an den Tisch und das Bild getreten, sein Glas auf's Neue einzuschenken und wieder seinen Empfindungen nachzuhängen. Die Anderen kannten seine Art und störten ihn nicht. Endlich hatte er sich an das Fenster gesetzt und starrte in den duftigen Abendhimmel hinaus. Werdomar beobachtete seine Bewegungen mit steigendem Vergnügen. —

Nachdem der Polizeirath einige Schritte durch das Zimmer genommen hatte, blieb er vor dem Portrait des regierenden Fürsten stehn und sprach diesen fest anblickend mit komischem Ton: »Majestät, machen Sie

ein wenig Krieg, das Wetter ist schön, machen Sie Krieg, Sire.«

In diesem Augenblick ließ sich ein lautes, lamentables Seufzen vernehmen. Der Geschichtschreiber hatte sich auf die Fensterbrüstung aufgestützt, hielt sein Punschglas in der Hand, und die Augen gingen ihm über.

Das frappirte den Polizeirath. »Seufze nicht, Herodot,« sagte er zu ihm seine Hand fassend, »Du sollst nicht mit in den Krieg.«

Die klägliche Figur des Geschichtschreibers, sein weinerlicher Ausdruck, sein sanftes, schwimmendes Auge, das Punschglas, woraus er unter Thränen schlürfte, wie eine traurige Seele Lethe trinkt, machte einen so komischen Effekt, daß Torismund und Werdomar, obwohl sie an diese elegisch sentimentalen Erscheinungen gewöhnt waren, in ein schallendes Gelächter ausbrachen.

Sie zogen Ewald an den Tisch, die Gläser wurden frisch eingeschenkt, angestoßen und geleert.

Nach einer Pause, in welcher Roderich sein Haupt nachdenkend in die flache Hand gelegt hatte, sagte er nachdenkend: »und die Welt in ihrer Hohlheit, die nur mit abgestumpften Augen und trivialen Werkeltagsgefühlen umhertappt, kann sich über die Regung eines gefesselten Geistes wundern, der mit einem Ruck die

thönerne Form zerbricht? Ich muß auf Reisen gehn, in die Welt hinaus, mir Thaten, Ruhm und Ehre zu erwerben. — Ihr seht mich wieder mit dem Schild oder auf ihm; denn fort muß ich aus diesen wüsten pontinischen Lebenssümpfen. Ich bin lange genug ein Faulthier auf dem elenden Baum der Prosa gewesen, nun, da ich mich an seinen dürren, saftlosen Aesten sattgenagt, mag's mir verdenken, wer will, wenn ich mich zusammenwickle, kopflings herunterstürze und ein wenig zu laufen versuche.«

— Ein schöner Gedanke, versetzte Torismund — ich habe es Dir lange gesagt, mein Bester, die Welt ist auf Reisen. Wahrhaftig hätte ich kein Weib, wie Du, wäre ich so jung, wie Du, ich ginge mit Dir. Vielleicht findest Du noch Königreiche auf der Landstraße, wie ein Ritter von der Tafelrunde. —

Der Geschichtschreiber sagte: Ach! das holde Ritterthum, daß es dahin ist! Wie schön mußte es nicht sein, auszureiten in die weite, weite Welt mit Nichts als seinem Schwerdt. Nun hängt über den leeren Hallen jener Zeiten trüber Schatten, und die wilde Staude auf der Mauer lispelt nur verklung'ne Heldensagen in den Wind, und aus dem Staube, worauf der flüchtige Fuß des Wandrers tritt, ruft nur das

Grollen der Vergangenheit ihr **Siste Viator!** Nimm mich mit Dir, Roderich, mit in den blauen romantischen Nebel der Welt.

»Wir reisen, wir reisen«, rief der Polizeirath mit leuchtenden Augen, »und zwar schnell, in einigen Tagen; ich will auf ein halbes Jahr Urlaub nehmen, und vielleicht, o! Ihr guten Götter, werde ich über kurz oder lang diesen meinen Posten niederlegen können.« Er wandte sich an Werdomar: »Freund, der Du mir die Welt eigentlich enthülltest, mein Prometheus, willst Du mit uns reisen?«

»Ich erwarte den Grafen Wladislav mit Sehnsucht«, entgegnete der Dichter, »hoffentlich wird er in wenig Tagen eintreffen, dann muß auch ich in die Welt hinaus, innerhalb acht Tagen muß ich diese Stadt verlassen.«

Es schlug neun Uhr vom Thurm.

Mit einem Male wurde die Abendstille auf den Gassen durch ein lautes, verworrenes Getöse wie das einer stark bewegten Menschenmasse unterbrochen. Der Lärm wuchs mit jeder Sekunde, es war, als wälze sich ein wogender Strom durch die Straße, in welcher des Polizeiraths Haus lag.

Die Punschtrinker eilten an das Fenster.

Leichenblaß taumelte der Polizeirath zurück, die Röthe des genoss'nen Weins trat augenblicklich aus seinen Wangen zurück. »Himmel!» rief er entsetzt, »was bedeutet das?«

Brod! Brod! schrie es draußen. Zu den Maschinen Bursche! Lohn oder Tod! — Eine unübersehbare Menschenmenge drängte sich um das dem Fenster gegenüberliegende Polizeigebäude, mit wildem Gebrüll sich übertäubend: man hörte Scheiben von Steinwürfen einschlagen, an den Thüren brechen und Aexte klappern. Ein gellendes Pfeifen durchdrang dann und wann das lärmende Gewühl.

»Das sind Proletarier«, rief Werdomar hastig, mit aufflammenden Zügen das Gewoge der Aufrührer überfliegend, »entsetzliche Störung des bürgerlichen Friedens, fürchterliches Elend!«

»Was soll ich thun?« schrie Roderich außer sich die Hände ringend, »ich muß fort — Sie hauen mich, sie zerreißen mich in Stücke, wenn ich mich zeige... Soll ich gehn? Soll ich die Uniform anziehn? . . . Soll ich? .... was soll ich?« In großer Verzweiflung rannte er in der Stube umher.

Durch die Hinterthüre stürzte ein Polizeidiener herein, athemlos, bleich, verwirrt. Er brachte die Meldung, daß sich die Kattundrucker, Bierbrauer und Chausseearbeiter zusammengerottet hätten und im Begriffe wären, die Fabriken zu zerstören, und daß der Polizeidirector den Rath aufforderе, schleunigst alle Mittel aufzubieten, diesen Aufstand zu dämpfen.

»Wo ist der Polizeidirector?«

— Er hat ein garstiges Fieber und liegt zu Bett —

»Sagen Sie dem Herrn Polizeidirector, daß ich eben so gut ein garstiges Fieber habe und nicht ausgehn darf.«

— Zu befehlen, Herr Polizeirath. —

»Wo ist der Polizeirath Winkel?

— Der ist gar nicht zu finden. —

»Und der Polizeiassessor Rohrdommel?

— Der hat seine Uniform beim Schneider, ich war eben da. —

»So? wo ist die Bürgergarde?«

— Die ist gleich überwältigt. —

»Donnerwetter! laufen Sie nach Militair, rasch Mensch, rasch!«

Der Polizeidiener erzählte, daß das Militair un-

glücklicher Weise zum Feldmanöver vor die Thore marschirt sei, daß aber eine Staffette nachgeschickt worden.

»Meinen Degen!« schrie der Polizeirath — »meine Uniform«, und rannte willenlos umher. — Beides wurde ihm gebracht und mit Mühe angezogen. — Gestiefelt und gespornt und gerüstet warf sich die kleine, dicke Figur auf das Sopha, hinter den Tisch, worauf die Reste der Bowle standen, hielt seinen gezog'nen Degen in der Hand, rührte kein Glied, sondern starrte nur blaß und sprachlos auf die Fensterscheiben, während das Toben der Menschen draußen immer lauter in das Zimmer drang.

Herr Polizeirath, sagte der Diener schüchtern an der Thür stehend, ich weiß, wer der Rädelsführer ist. Das ist der lange Christof, der Kattundrucker, ich kann seine Stimme erkennen.

Wirklich ließ sich eine gewaltige Stimme von der Straße her unterscheiden. — Verliert keine Zeit, Bursche, brüllte diese Stimme. Ruhig! laßt mich zwei Worte reden!

Der lange Tof will reden, der Tof will reden, schallte es in der Masse. —

Es entstand eine ziemliche Stille, so gut diese in

dem tosenden, sich immer verstärkenden Gewühle möglich war.

Aus dem Fenster ließ sich bei dem Licht des klaren Maiabends eine eigenthümliche, bizarre und phantastische Scene überblicken. Hunderte von Arbeitern, verstärkt durch allerhand Gesindel und Weiberschaaren, gewaffnet mit den verschiedenartigsten Waffenstücken, meistentheils Werkinstrumenten, hatten sich am Polizeigebäude, einem alten gothischen Bauwerk, welches zum allgemeinen Sammelplatz bestimmt zu sein schien, zusammengerottet. In ihrer Mitte erhob sich eine durch übereinandergethürmte Tonnen und Kisten aus dem Stegreif errichtere Bühne. Auf dieser Bühne stand ein großer, hagrer Mensch von abschreckender Gestalt. Sein schlichtes röthliches Haar fiel lang über seine spitzen Backenknochen, ein Bart von derselben rothen Farbe hing zu beiden Seiten des Mundes bis auf die Brust, welche von einer leinenen Weste bedeckt war. Seine aufgestreiften Hemdeärmel zeigten lange und nervige Arme, deren Einer erhoben war und eine Axt hielt. Dieser Mensch war der lange Christof, ein Kattundrucker.

Sobald er zu sprechen versuchte, unterbrach ihn ein tumultuarischer Applaus. Seine Stimme, welche

Ruhe gebot, vermogte den wilden Lärm nicht zu überbrüllen, nur einzelne Worte ließen sich deutlich hören, welche die Rotte zum Werk der Zerstörung aufzufordern schienen.

Brod! Brod! brüllten die Arbeiter immerfort, und Weiber kreischten dazwischen.

Nach wenig Augenblicken verschwand der Kattundrucker von seiner Rednerbühne, die verblendete Menge brach in ein jauchzendes Jubelgeschrei aus, und setzte sich stürmisch gegen die Fabrikgebäude in Bewegung, deren Eines, eine Kattundruckerei, am äußersten Ende dieser Straße lag.

Mit unbeschreiblicher Wuth fielen diese rasenden Menschen über das Gebäude her und in kurzer Zeit hörte man das entsetzliche Werk der Zerstörung unter Krachen, Klirren, Schlagen und dem unaufhörlichen Schreien der sich exaltirenden Arbeiter und ihrer sie anfeuernden Weiber, beginnen.

Noch immer saß Roderich auf dem Sopha, die blanke Degenklinge in der Hand, die goldenen Epauletts auf den Schultern. Neben ihm saß der Geschichtschreiber mit dem weichen Ausdruck eines Parakleten — Gehe nicht hinaus, lieber Roderich, sagte er sanft, es

wird auch ohne Dich gut werden. Du bist es Dir selbst schuldig, Dein Leben nicht in Gefahr zu begeben.

»Ich muß fort, ich muß fort!« und der Polizeirath fuchtelte mit der Klinge in der Luft.

Seitwärts warf der Philosoph vom Fenster lauernde Blicke auf den Cid Campeador und schmunzelte sehr. —

Nach einer Viertelstunde, in der das Wüthen der Empörer, das Zerschmettern und Zerschlagen ihrer ersten Opfer unablässig die Luft erschütterte, sprang Roderich auf. Er stürzte aus der Thüre, kam gleich wieder herein und schleifte voll Verzweiflung seine klirrende Klinge hinter sich auf den Dielen.

»Beruhige Dich«, sprach Werdomar ernst, »hier kannst Du wenig helfen. Ich hoffe die Wuth dieser unglücklichen Menschen kühlt sich bald ab; sie ziehen weiter — o! der Hunger, der Hunger, das hohläugige Kind des Privilegiums....

Torismund sah dem forteilenden Gewühl nach und sagte: Kronen der Unsterblichkeit für die Verwalter der Nationen!

Noch eine halbe Stunde verfloß, für die schnellen Hände der Zerstörer eine beträchtliche Zeit. Der Tu-

mult auf den Gassen wuchs mit der Dunkelheit, Fackeln und Laternen leuchteten dem Schrecken der Zernichtung.

Die Freunde waren noch beisammen.

Endlich schmetterten Trompeten, man hörte die Trommeln rasseln, die schweren Marschtritte von Kolonnen dröhnen. Durch die Straße kam eine Schwadron Kürassiere dahergesaust.

Eine lautlose Stille trat plötzlich unter den Massen des Volkes ein, welche die Straßen bedeckten, und wie sich die Schwadron zeigte, zur Seite eilig auseinanderstieben.

Roderich und seine Freunde eilten auf die Straße, von wo sich das Ende dieses schrecklichen Schauspiels einigermaßen wahrnehmen ließ.

Eben waren die Arbeiter damit beschäftigt, die dritte Fabrik zu demoliren. Sie hatten ein langes und hohes Gebäude umzingelt, Einige hieben die Thüren ein, Andere stiegen durch die Fenster zu ihren Gesellen, welche innen mit der Zerstörung der neuen Dampfmaschinen schon beschäftigt waren und, unter dem Jubelgeschrei der Haufen, Trümmer aller Art, selbst zerschlag'ne Meubel, aufgerissene Federbetten und Luxusgeräthe von oben herabwarfen.

Sobald die Kürassiere die Gasse frei gemacht hatten,

zogen zwei Kompagnieen Infanterie durch, und stellten sich in einiger Entfernung von dem Platz der Verwüstung auf. Ein lautes Gebrüll der Verzweiflung und Kampfswuth schallte ihnen entgegen — es war ein Augenblick, der sich nicht beschreiben läßt, die Pulse der Zuschauer stockten.

Im Namen des Königs, auseinander! rief der Major von der Fronte her zu Pferde gegen die Arbeiterhaufen ansprengend. Auseinander, oder ich lasse Feuer geben! —

Gebt uns Brod! brüllte eine fürchterliche Stimme. Weiber kreischten. Brod! Brod! höheren Lohn!

Vorwärts! Marsch! kommandirte der Offizier. Doch ein Hagel von Steinen empfing die anrückenden Soldaten, welche davor zurückprallten, unschlüssig, ob sie ihre Waffen brauchen sollten, oder nicht.

Eine neue Aufforderung des Majors ward ebenfalls mit Geschrei und Steinwürfen beantwortet, während sich von innen aus dem Fabrikgebäude das ununterbrochene Hammern und Schlagen der Zerstörer vernehmen ließ.

In diesem kritischen Momente erschien auf dem Fenstersims des zweiten Stocks die abschreckende Gestalt des langen Christof. Ein anderer Kerl hielt neben ihm

eine Laterne. Das eingefall'ne Gesicht des Kattundruckers zeigte sich von Hunger und Wildheit furchtbar entstellt, er stemmte die Axt an die Mauer, er brüllte: »Brod!«

Wieder lärmte die Menge und Pflastersteine prasselten unter die Soldaten nieder.

Da kommandirte der Offizier: Feuer! — Die Gewehre blitzten und krachten. — Die Luft erbebte von einem schrecklichen Geschrei.

Man sah den langen Christof auf das Pflaster stürzen, mit seiner Axt in der Faust.

Nach einer kurzen Gegenwehr waren die Aufrührer übermannt, zersprengt, oder festgenommen. Die Ruhe des Todes herrschte auf den Gassen, welche das Militair besetzt hielt.

Erschüttert schlich Werdomar auf sein Zimmer, eine schlaflose Nacht zu durchwachen und zu durchdenken. Träumend wankte der Geschichtschreiber an Psyches Grab.

Und Roderich riß sich auf seiner Stube die Uniform vom Leibe und warf den Degen heftig gegen die Wand. »Dumme, dumme Welt!« rief er aus, sich mit der Hand über sein kreideweißes Gesicht fahrend.

— Nach zwei Tagen trat er in Begleitung des Geschichtschreibers seine romantische Reise an. —

* * *

Heautontimorumenos,

ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte, aus Werdomars zerstreuten Blättern.

— Bevor der polnische Graf Wladislav, den Werdomar mit jedem Tage erwarten zu müssen glaubte, eintraf, befand sich der Dichter in einer Unruhe, welche seine Beziehungen zu Selma, seine bevorstehende Abreise aus der Stadt, die Verlegenheit, wohin er sich wenden sollte, die Sehnsucht nach seinem lange vermißten Freunde, die Furcht, er könnte ihn nicht mehr treffen, immer wach erhielten. In dieser Zeit entstand das folgende Blatt, aus welchem der Leser einen Blick mehr in Werdomars Gemüth gewinnen wird. —

»Wie viel Welttheile giebt's?« fragte Heautontimorumenos, der alte Conrector. — Fünf! — »Und sie heißen?« — Europa, Asia, Afrika, Amerika und Polynesia. —

Frage nur weiter, mein guter Heautontimorumenos, frage du: und was giebt's auf den fünf großen Welt-

theilen? und wenn Niemand antwortet, dann werde wild, wirf die Dose an die große Wandkarte, den Globus zur Thür hinaus und Dich selber nach in Verzweiflung. Das wäre noch ein großherziger, ein großherzigster Magister Literarum. Aber Geduld! In Neuholland giebt's Menschenfresser, Verbrecherkolonieen und Johannisbrodbäume, in Afrika Mohren, Pyramiden und Elephantenzähne, in Asien — ach! in Asien da giebt's viel: da giebt's seit sechstausend Jahren Löwen, Thee, Seide, dicke Bambusröhre, den großen Yin und den kleinen Yin, den Schuking und den Yking, das verlor'ne Paradies, wo jetzt die indischen Shawls gemacht werden, Kaiser und Sultane und neben ihnen auch noch viele hundert Millionen Menschen, die ordentlich auf zwei Beinen gehn und einen Kopf haben für den Kaiser. In Amerika giebt's die größten Berge, die größten Ströme, die größten Wälder, die größten Schlangen, die größten Herren und das weiteste Stück Freiheit und Gleichheit, das durch die größten Sclaven urbar gemacht wird. In Europa — ach! mir schwindelt schon, wenn ich daran denke, was Alles es in Europa giebt — in Europa giebt's den verstorb'nen Schneider Machintosh, der die Sackröcke erfunden hat, den König von Hanover, den Herrn Franz Sagelin,

den Flohbändiger, den Papst, den deutschen Bund und den Thiergarten in Berlin.

»O! das ist nicht Alles,« sagte der Conrector wild. — Gut; es giebt in Europa auch Menschenfresser wie auf Vandiemensland, die große Mäuler haben wie Krokodile und Blut saugen wie Vampyre, und dann giebt's Menschen, die für jene geboren werden, vom Hunger leben und hinter den Zäunen sterben; zahme Christen giebt's, Heautontimorumenos; fette, wohlgenährte Christen nnd wilde Juden mit langen Bärten und magern Händen, die schon seit Olims Zeiten gehetzt werden par force. Und sieh Heautontimorumenos, in England giebt's Krämer, Geld und Lumpen und Zeitungen, so groß wie die Ochsenhaut der Dido, in Frankreich lauter Romane, ein Bischen Fourierismus, neue Bastillen dazu, und den Herrn Scribe, der bei einem Frühstück in Montalais mehr Lustspiele macht als zehntausend unsterbliche deutsche Poeten in einem Menschenalter ... und wir, wir in Deutschland reißen uns noch um das, was da von dem Lustspielfrühstück übrig bleibt, hörst Du Heautontimorumenos?

Der Conrector stieß mit seinem Bakelstock wild auf die Diele — wir saßen auf dem hölzernen Balkon seines Hauses. Drüben hing der Waldberg ins Thal,

wo die Kalköfen standen. Seine Frau lehnte idyllisch über dem Geländer und schnitt eben einem Sonntagshuhn mit liebenswürdiger Naivetät die Gurgel durch.

»Edepol!« rief der Schulmeister böotisch das Auge drehend: er gerieth in das erste Delirium des Wissens, seine Seele bäumte sich: »Edepol! und was giebt's in Deutschland? Das will ich wissen, Herr.« —

Das! sagte ich und zeigte auf seine Frau und das Sonntagshuhn ... das! Ich war bewegt, ich erhob mich, ich wollte gehn.

Der Conrektor drückte mich leidenschaftlich auf die Bank nieder: weiter! weiter!« rief er, »es ist so eine Geschichte, ich merk's wohl.« —

Ja, sagte ich, guter Magister, es ist so eine Geschichte, die Einem im Frühling wie Weinranken durch's Fenster über Kopf, Hand, Feder und Papier wächst und Blätterschatten auf die Stirne hinwirft — wir müssen im Schatten kämpfen.

»Weiter!« pressirte er, »weiter!«

Ach! sagte ich, guter Heautontimorumenos, Du willst eine ordentliche Vorlesung über philosophische Geschichte, das sehe ich, aber das Weiter ist ein eigen Ding. Die Welt ist eine Synthese, sie besondert sich nur. Teufel, groß genug ist die Erde für eine Ge=

schichte auch des Himmels, aber die **res gestae** sind nur auf ein Paar Morgen Land geschrieben wie auf zerstreuten Blättern. Nimm Asien, die halbe Welt — was ist da für die Menschheit geschehn seit jenen zwölftausend Jahren, zu denen es empor rechnet. Wozu hat Babylon genützt und Medien und Baktra und Indien und China, als zu gelehrten Recensionen, Hypothesen und Kritiken über Trümmerhaufen, Sanskrit und Religionsgesetze? Ist die Menschheit dort in Jahrtausenden vorwärts gekommen? Nur Europa gewann durch Palästina die christliche Theorie des Menschenrechts als Gegensatz zur Despotensklaverei, zu dem sabäischen Weihrauch des Privilegiums, des Prosopon, durch Indien Habgier, Krämerstolz, immer wachsenden Reichthum und immer wachsende Bettlerarmuth. Asien hast Du an's Kreuz geschlagen, lieber Gott, das kannst Du nicht leugnen, an's Kreuz geschlagen für Dein verzärteltes Kind Europa, das gierig am fremden Blutkelch schlürft; und Afrika und Amerika, wie Australien warfst Du da noch als Brodbrocken hinein. — Wie lange steht Afrika schon, und hat nur eine winzige Geschichte am Nordküstenrand flüchtig wie in Phosphor hingeschrieben, während auf dem ganzen übrigen großen Welttheil seit dem Schöpfungstag eine verthierte

Menschheit in undurchforschten Regionen wuchert. — Neuholland ist kein Welttheil, nur ein Polyp, der seine irren Arme elend durch das Meer hin ausstreckt. Und Amerika? Land der Sehnsucht? — es ist alt wie die Erde, und zählt noch nicht vier Jahrhunderte. Das Palladium seiner Freiheit ist die Weite seines Bodens. Der Mensch hat da noch Raum neben dem Menschen — wo der Raum enge wird, sind Sklaven — Amerika ist erst ein übergepflanzter europäischer Baum, der wächst: gedeihe! gedeihe! denn der Prophet gilt in seinem Vaterlande nicht. — Und siehst Du wohl, Heautontimorumenos, was von der Welt übrig bleibt, von dieser weiten, weiten Welt? Und weißt Du wohl, was der Weltgeist da auf jenen großen Erdtheilen in der unverantwortlich langen Zeit gemacht hat?

»Ha!« rief der Conrector zornig, »ich weiß es wohl, er hat da die Papiere des seligen Reichskammergerichts gelesen und die **Acta Sanctorum.** Aber in Europa — Himmel, ich weiß nicht wie ärgerlich ich auf Europa bin,« — und er stieß wieder mit dem Bakel auf die Diele, — »Sprechen Sie nicht von Europa, mir wird übel!« —

Mir auch, Heautontimorumenos; Teufel, Europa ist ein ewiger Junge, der nicht von Tertia herunter-

kommt, seine Lümmeljahre dauern Jahrhunderte. O, die Geschichte! Große Nationen kommen und gehn, große Zeiten tauchen auf und unter, und die Menschheit hofft immer und seufzt immer und fürchtet immer, und bleibt ein Knecht. Muß es so lange dauern, bis das Ostermahl der großen Auferstehung in der Universumküche endlich einmal gar wird? .... o! süßer Duft, der daraus hervordampft .... Die Götter essen, Menschen bekommen nur das Riechen und die Qual. —

»Und aus Verzweiflung schreiben sie sich Kochbücher,« schrie der Magister, faßte mich in Extase bei der Brust und schüttelte mich convulsivisch. »Herr,« fuhr er fort, »Sie machen mich ganz wild .... ich wäre im Stande .... ich weiß nicht .... ich reiß' die Sonne vom Himmel, stecke meinen Bakel durch, stelle mich an den Berg, wenn der Schulrath Bock heruntergefahren kommt zur Visitation, und dann dreh' ich die Sonne am Stock, wie'n Junge seinen Weihnachtsstern und sing' dazu: willkommen, o! König aus Mohrenland!«

Sing' doch lieber, Johannes, sagte die Frau, indem sie das Hühnerblut über das Geländer abtröpfeln ließ; die Sonne schien darauf; sing' doch lieber: uns ist geboren ein Kindelein. —

Ich lief die Stufen herunter, lachte über den guten Conrector mit der Sonne, seine Frau mit dem Huhn und mich selber. — Unten am Berge spielten Magisters Jungen Rinaldo, eine Bäuerin melkte die Kuh vor der Thüre und sang ein Lied dabei, das hatte eine wundersame, gewaltige Melodei. — Ich aber rannte in den Fichtenwald hinaus, warf mich auf Moos, Epheu und Schlangenkraut unter einen Baum, sah das Eichhörnchen Rototoskar zwischen den Fichteu hinlaufen und Erlenkönigs Töchter auf der Waldwiese tanzen .....

„Mein Vater, mein Vater und hörest Du nicht
Was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind,
In dürren Blättern säuselt der Wind.“

VIII.

Manfred's Frühlingsfest.

Zwei Tage nach jenen Unruhen hatte Manfred eine glänzende Gesellschaft aus der Stadt und Umgegend zu einem Frühlingsfest auf seine Besitzung Rosenthal geladen. Für dieses Fest war er lange vorher bemüht gewesen, Alles was ihm an Geschmack und Glanz zu Gebote stand, in Bewegung zu setzen, und hatte keinen Aufwand gescheut, die Zimmer seines Schlosses mit fürstlichem Luxus neu auszustatten.

Die Besitzung selbst machte seinem Namen keine Schande. Kunst und Natur hatten Rosenthal mit eifersüchtigen Händen reichlich geschmückt. In einem von Rosenhecken und Pappelalleen symmetrisch durchschnitt'nen Grunde, über den der Mai jetzt seine reichsten Blüthen streute, erhob sich auf einer Anhöhe ein

schloßartiges halb mittelaltriges, halbmodernes Gebäude, wie man deren auf großen Besitzungen heut' zu Tage sehr häufig antrifft. Die vier alterthümlichen Thürmchen, die kunstreich geschnitzten Fenster mit ihren Steinreliefs darüber, der vorspringende Bogen des Einganges erinnerten an den alten Ritteradel, der hier vor langen Jahren wild gehaust haben mogte, ehe noch der Frack das Wamms, der Glaceehandschuh den Fechtstulpen verdrängte. Auf dem Portalbogen ruhte jetzt ein mit frischen Farben gemaltes Wappen, welches zwei halbrunde Ritterfiguren auf verkürzten Säulen stehend mit steinernen Händen hielten. Einen sonderbaren Kontrast zu dem alterthümlichen Ansehn des Gebäudes bildeten die modernen Pavillons, die sich zu beiden Frontseiten erhoben, festlich ausgeflaggt, durch Blumengewinde geziert.

Von dem Schloßhügel aus war die Aussicht malerisch schön. Die hintere Seite des Gebäudes umkränzte terrassenförmig der schattige Park; von vorne her ließ sich der Thalgrund bis in eine beträchtlich weite Ferne überschauen. Alleeen und Hecken durchzogen ihn in langen Linien und theilten Fächer ab, worauf bald rothgedeckte Häuser unter grünem Laube hervorblickten, bald frische Saaten prangten, bald ein Wasserbecken

sich spiegelte, bald Lustwäldchen sich befanden. Auf einer Hügelkette, welche jenseits das Thal fast abschnitt, stand ein großes Mühlenwerk noch im Bau begriffen. Hie und da war der Anblick eines fern liegenden Gutes verstattet, das vielleicht dieselbe Fülle von Schönheiten darbot, als Rosenthal; links führte die Chaussee am Park vorbei. Das Auge konnte ihrer geraden Richtung durch eine weite gesegnete Landschaft folgen, bis sie sich in schmaler Linie unter der Stadt verlor, deren ferne Thurmspitzen über dem Wasser dunkel auftauchten.

Diese herrliche Besitzung war seit einem Jahre Manfreds Eigenthum. Woher Manfred gekommen war, wußte Niemand, er selbst hatte nie ein Wort darüber fallen lassen, man bemerkte, daß er allen Fragen, die in Betreff seiner Familie und seines persönlichen Lebens an ihn gestellt wurden, mit einer ängstlichen Scheu auswich. Dieser Umstand, eine gewisse Gereiztheit und launenvolle Wandelbarkeit seines Wesens, bei aller Verschlossenheit und oft düstern Färbung wieder ein auffallendes Aufbrausen der Leidenschaft, bewirkte, daß Fama sich in tausendzüngigen Erdichtungen erging, und Alles, auch das Kleinste und Entfernteste herholte, was irgend ein Licht auf diesen seltsamen Mann zu werfen

geeignet schien. Daß er überreich war, unterlag keinem Zweifel, seit er sich jedoch um Selma's Hand zu bemühen angefangen, sprach man von zerrütteten Vermögensumständen, denen er durch eine reiche Heirath aufzuhelfen suche. Die Welt hatte überhaupt schon lange darüber nachgedacht, warum Manfred es bisher nicht für gut gefunden, die Einsamkeit seiner reizenden Besitzung durch eine glückliche Schöne zu beleben. Drei Fräulein aus dem nahen Schloß Untersteinach, Wulfhilde, Kunigunde und Prosperine saßen oft daheim auf ihrem Söller und schauten sehnsüchtig nach Rosenthal hinüber. Doch nur selten kam der Ritter Manfred nach Untersteinach, aber desto häufiger ritt er nach der Stadt. Die Noblesse flüsterte, ahnte, sprach von Mesalliance, rümpfte die Nase, ließ sich aber die prächtigen Feten im Schloß Rosenthal wohl gefallen.

Die auserlesenste, nobelste Gesellschaft war in Manfreds Hause versammelt. Aus den hell erleuchteten Fenstern schallte Musik, reichbetreßte Diener rannten hin und her, Gestalten kamen und gingen. Im großen Saal war es sehr lebendig; Lichtwellen, Weihrauchnebel, Tonwogen zogen ätherisch durch ihn hin und überflossen süßschauernd die buntfarbige, schöne

Welt, die in Gruppen sanft hingegossen oder stehend einer Symphonie lauschte.

Kaum hörte man ein Ach, wenn es hinter dem Fächer von einer Damenlippe melodisch herabsäuselte, kaum ein gefühlvoll romantisches Hüsteln, wenn es aus den Zähnen eines Enthusiasten hervorbrach. Nur die Seide rauschte stolz, so oft eine Schöne von Empfindung überwältigt die Hände in den Schoß sinken ließ, und Theelöffel klingelten verstohlen an den silbernen Schalen, woraus junge Dandies hinter dem Stuhl der Dame in musikalischen Entzückungen Eis verschlangen, ihre Glut zu kühlen.

Wie die Ohren im Wonnegenuß des Toneinschlürfers schwelgten, blieben auch die Augen nicht müßig. Manches kühne Auge flammte durch den Saal, manches schmachtende Aeuglein flimmerte ihm entgegen, selig sein Fackelchen auslöschend, wenn's dem Flammenauge begegnete. Manches Schäferlächeln flog ab und zu, und manches schelmische flatterte ihm nach. Begegneten sich Beide, dann küßten sie sich und flogen zum Fenster hinaus draußen in die Laube, wo der blaue Flieder duftete, der Zephyr um Blüthenknospen Symphonien sang und der Maikäfer schwirrend buhlte. Wo ließen sich lehrreichere Betrachtungen über Augen-

symbolik, Gedankenflug und Mienenspiel anstellen, als auf einem Frühlingsfest im Wonnemai bei Kerzenschimmer und Symphonie? —

Die Symphonie dauerte sehr lange. Einzelne Gruppen begannen schon etwas ungeduldig zu werden. Das Rauschen der seid'nen Gewänder, die Ach's, das Klingeln der Theelöffel, das gefühlvolle Hüsteln wurde dreister und vernehmbarer. Einige Damen hatten den Fächer auf den Mund gelegt, ein leises Gähnen zu verstecken.

Wulfhilde, Prosperinchen und Kunigundchen, die drei Fräulein vom Schloß Untersteinach, saßen bei einander. Kunigundchen mit den blauen Augen sah reizend aus. Ein weißes Federbüschchen schaukelte in ihrem blonden Haar, ein blaßrothes Kleid hüllte ihre schlanken Glieder ein. Eines ihrer zarten Händchen war mit der goldenen Halskette umringelt, das andere spielte nahe an dem Knie des jungen Herrn von Grünwipfel naiv mit der Falte des Kleides.

Prosperinchen schien zu träumen, ihr braunes Mohrenköpfchen war halb auf den Busen herabgesunken, im Schoß ruhten ihre Hände; sie lächelte, wenn das Adagio kam.

Wulfhilde, die älteste unter den Schwestern, ein groß gewachs'nes, hagres Fräulein von gelbem Teint, schwarzen thurmartig frisirten Haaren, in denen ein Paradiesvogel nistete, angethan mit einem gothischen Reifrock von weißem Atlas, und einem knappen Miederchen mit kleinen Schößen und Silberknöpfchen, hatte sich an die Tapetenwand zurückgelegt, und schrieb mit ihrer Fußspitze Arabesken auf den Boden. Ihr war sehr heiß, die Musik echauffirte sie. Den Blondenshawl lüftend, drückte sie ihre Feuerwange an die kalte Tapete und, indem sie sich Kühlung zufächelte, heftete sie ihr Wetterwolkenauge auf Manfred, der hinter Selma's Stuhl stehend, vor sich hinstarrte, und in Nichts weniger, als in Genüssen der Symphonie verloren war.

Selma merkte nicht, daß so viele Augen von nah und ferne auf sie gerichtet waren, daß so viele Mütter einander in die Ohren flüsterten und mit den Achseln zuckten, und junge Stutzer sie beäugelten. Die augenscheinliche Eroberung, welche das junge Mädchen an dem vielbeanspruchten Manfred gemacht hatte, konnte den Neid nicht weniger erregen, als es ihre Persönlichkeit that. Weder Gold noch Flitter hatte ihr Reiz geborgt, noch war ihre Grazie vor dem Spiegel der Toilette mühsam einstudirt. Der Maiblumenkranz in

ihrem schönen Haar, der zarte Schleier, welcher faltig und leicht zur Seite auf das blaue Kleid herabfiel, die feine Kette, die sich um den blendend weißen Hals schlang und ein Brustbild auf dem Busen ruhen ließ, schmückten sie mit lieblicher Einfachheit, ohne zu blenden, oder die Plastik der schönsten Formen, denen die Jugend auch bei statuenhafter Ruhe athmendes, volles Leben gab, ganz zu verbergen.

Eine gewiße Schüchternheit, beinahe Furchtsamkeit steigerte das Liebliche ihres unschuldvollen Ausdrucks; wenn man die Morgenröthe des Frühlings, welche aus diesem Antlitz ewig zu strahlen bestimmt schien, bewunderte, erstaunte man, einen Schatten tiefen, dunkeln Schmerzes darüber ausgebreitet zu sehn. — Das Auge der Jugend, das Auge des Mai's, ist empfindlich; wenn aus der stilldunkeln Zauberkammer der Kindheit herausgetreten, es hastig sich zum glühenden Himmel emporschlägt .... da blitzt der Himmel hinein und mit seinem Blau auch die finstre Wolke.

Der Schmerz in Selma's Gesicht gab ihr einen Reiz mehr, weil die blühendste Jugend mit ihm kämpfte. — Die Melodie der Musik hauchte alle ihre Empfindungen in die schönen Züge des Mädchens ein, und verwob unbewußt ihre Gedanken mit den Tönen.

Ihr Auge war zu Boden geschlagen, nur unter der langen Wimper zitterte ein Lichtfunke verstohlen, leise. Die stolzen, prunkenden Gestalten der überfeinerten Welt in ihren phantastischen, verworr'nen und doch steifen Formen dienten dieser kunstlosen Grazie nur zur Folie.

Endlich schwieg die Musik. Die Symphonie war geendigt. Gelöst war nun der Zauber, welcher die Gesellschaft bisher gebannt gehalten hatte. Den Saal entlang flog Bewegung, das eigenthümliche Tönen einer zahlreichen Versammlung, deren wirr durch einander klingende Vielgeschwäzigkeit in ein starkes Summen verschwimmt, das dem Bienengeschwärm nicht unähnlich ist.

Das Kleingewehrfeuer der Unterhaltung, enthusiastische Ausrufe, langgewundene Oh's, überzuckerte Gefühlsphrasen, brillante Complimente, fuhren zischend und prasselnd durch die Reihen; hie und da schlug die Bombe eines schweren Bonmot's in einen Zirkel der Festgesellschaft und zerplatzte unter Gelächter.

Der sociale Habitus, wie er sich in seinem Idiom, seinem Gest, seiner Symbolik überhaupt darstellt, ist immer bedeutungsvoll für die Culturgeschichte eines Zeitalters, schlimm wäre es, wenn auch für die Con-

sequenzen und Garantieen der Zukunft .... Da! diese jungen Elegants, diese Mouskadins, Dandies, diese **cavalieri serventi**, in ihren geistreichen Gesichterverzerrungen, ihren spiralen Bewegungen, mit ihren Beinschwenkungen und zierlichen Attitüden, diese lyrischen Sophisten der Mode; sind sie nicht die schönen Zeugen der endlich errungenen Humanität, die Strebepfeiler der großen kommenden Aera, worauf sich das Riesenherz eines universumbezwingenden Lebens wiegen soll! ...... Da sitzen die holden, die tugendhaften, die minnebegehrenden Frauen, die geboren sind, Thränen zu trocknen und zu vergießen, zum Lieben und zum Fürchten, zum Schwachsein und zum Stärken, die da sind Schaffnerinnen der bürgerlichen Gesellschaft, Königinnen der Sitte, Priesterinnen der Freude, Preisvertheiler der Männerunsterblichkeit — sie sitzen da im Schmuck beider Indien, eine Kunstausstellung der Industrie des neunzehnten Jahrhunderts .... ob ihr Auge die Sanftmuth der Vestalin verlernte, um die Wildheit der Amazone zu sprühen? ob es tändelt, ob es lacht, ob es seufzt, ob es schmachtet, ob es blöde wartet oder dreist verspricht, ob in seinem dunkeln Grunde ein Hüttchen versteckt liegt, wo die Maienglockenuhr der Liebe süße Schäferstunden

hämmert, oder eine fahle, versengte Blumenau? . . . . . Deutsche Frauen mit Augen so unschuldig und blau wie Deutschland und seine züchtige Treue, sprechen in ausländischem Accent mit wunderbar flötender Stimme von einem Meeting auf Coventgarden eben so allerliebst als von einem Zuckerbreirecept, wissen von Owen und Babeuf, von Dr. Strauß und den Radikalen, von Censur und Terrorismus eben so geläufig zu raisonniren als über Devrient und einen Maskenball . . . . Deutsche Frauen mit Händchen so weiß als das Gewissen Deutschlands, stricken nicht mehr, sie zupfen, sie zupfen für all' die weiten Wunden der Tellus Charpie. —

Der junge Herr von Grünwipfel, ein blonder Jüngling von zwei und zwanzig Jahren, etwas dünn geschäftet, mit einem unsäglich kleinen Petitkrägelchen am Frack — aus dem Petitkrägelchen stieg sehr überraschend ein hoch gestengelter mit Seide dick umwickelter Hals hervor, auf diesem gleichsam der Belletage lagen die Friese, blendend schöne Hemdkragenfalten, dann kam der letzte Stock, ein Kopf — Nichts weiter, aber dieser Kopf gehörte dem Herrn von Grünwipfel, war kurzgeschoren, nach allen vier Winden und Kategorien gekräuselt und gestrichen und gebrannt, hatte Gedanken darin wie Feuer und sprach Alles wie Was-

ser — Herr von Grünwipfel nun nahm den poetischen Schwung eines Liebhabers auf der französischen Bühne an, und sagte erhaben aber mit Bewegung: »Mein gnädiges Fräulein, **ne trouvez-vous pas**, daß in den Compositionen des unsterblichen Meyerbeer, ich möchte sagen, so Etwas süperb Lyrisches liegt, so ein pompös nymphenhaftes Plätschern, wieder so eine famose Typik der Sätze, Arondissement, Fluß, Oscillation, Undulation, Bebung und Schwebung, und **par ma foi!** das was ich frikassirten Rhythmus, Tutti und Frutti, nennen mögte, **cela ne trouvez-vous pas**, meine Theuerste?«

»Ach! ja doch,« lispelte Kunigundchen geistreich, aber mit Hingebung.

»Oh, mein theuerstes Fräulein,« fuhr der Jüngling fort, »Ihr treffendes Urtheil macht meine blasse Idee erröthen, indem es dieselbe zugleich mit dem Siegel Ihrer Bestätigung vergoldet. **En effet!** ist die Musik nicht das schmelzende, hintaumelnde **Dolce**, wie es sich vor dem holden Meisterbild der Schöpfung niederwirft und stammelt: **je vous aime, je vous adore?**« — Kunigundchen fieberte mit den Augen — »Oh, war nicht der erste jugendliche Gedanke, mit dem die erste Dame erwachte, Musik? Und ist die Musik

denn etwas Anderes, als Liebe? als dies süße Geständniß: Dein auf ewig?« Hier ergriff er Kunigundchens Hand — **Oui!** stammelte sie verwirrt und vergaß ihre Hand aus der des Jünglings zu ziehen; Herr von Grünwipfel zog sie leise, aber mit Bewegung an seine Lippen.

Während der junge Mann solch' musikalisches Gewürz in Kunigundchens Herz einstreute — es war nicht zähe, die Gefühle schwammen oben drüber weg wie Augen in der Hühnersuppe — während Prosperinchen mit Freundinnen plauderte, erlitt Wulfhilde die Qualen der Juno. Ihr rollendes Auge verfolgte Manfred überall. Sie sah ihn in aller liebenswürdigen Geschäftigkeit eines Gastgebers von Ton bald dieser, bald jener Dame etwas Artiges sagen, und war es auch nur ein flüchtiges Compliment, eine leise gestammelte Entschuldigung, ein witziges Wort, ein Lächeln, ein Blick. Er war überall, nur nicht bei ihr, hatte für alle Augen und Wort, nur nicht für sie. Wulfhilde war über diese Zurücksetzung innerlich ergrimmt. Nach so viel langen an der Toilette zugebrachten Stunden, aus denen sie entpuppt, entfaltet in tausend neuen Reizen hervorgegangen war, hoffte sie heute eine vollständige Eroberung zu machen, um so

mehr, da Manfred eine Darstellung lebender Bilder im Park aufzuführen beabsichtigte, wobei sie sich die Hauptrolle des Adonis erbeten hatte.

Das Fräulein befand sich in der übelsten Laune. Eben sah sie den Baron im vertraulichen Gespräch mit der Frau Polizeidirectorin, eben trat Dagobert hinzu und drückte ihm bedeutungsvoll die Hand, eben verbeugte sich Manfred so anmuthig vor Selma; seine Blicke waren so glühend, seine Mienen so beredt; er mußte viel Schönes sagen, denn das Mädchen erröthete.

Da erhob sich Wulfhilde. Sie preßte ihre Hand auf die Stirne, ein Leiden auszudrücken, und schritt an Manfred vorüber, auf eine ältliche Dame zu, die für des Barons Tante galt und seit einigen Monaten aus Kurland auf sein Schloß gekommen war.

»Mein gnädiges Fräulein,« sagte Manfred sich schnell umwendend und die Vorübergehende mit sehr viel Anstand zurückhaltend, »ich will nicht hoffen — Sie sind unwohl? Sie haben Kopfweh?« — »O!« stöhnte das Fräulein, seitwärts einen stechenden Blick nach Selma schleudernd, wie wird mir! Luft!« Sie fiel dem Baron in die Arme, sie war ohnmächtig. Ihr Kopf schmiegte sich mit dem Paradiesvogel an Man-

freds Brust, schwer hing ihr Körper in seinen Armen, ihr Busen wogte.

Im Augenblick war ein Dutzend Damen und Herren herbeigesprungen. Man lief, man schrie: **Eau de Senteur! Essence! Eau de Cologne!** — Kunigundchen rang die Hände, Prosperinchen weinte. Die gnädige Frau von Zetter kam mit einem Trennmesserchen, Herr von Grünwipfel mit einer ganzen Vase voll gewürzter Blätter angehüpft. Zwanzig Hände waren geschäftigt, Einige hielten Riechfläschchen unter Wulfhildens Nase, Andere zerrten ihr den Shawl vom Halse, auch der Hofrath Ehrenreich stieg auf die Zehen, langte jammernd von hinten herüber und goß der Ohnmächtigen ein Glas Wasser in den Nacken.

Obgleich sich Manfred bei dieser Scene als ein feiner Mann von Sitte zeigte, der nach allen Regeln der Galanterie wohl wußte, wie man sich bei einer plötzlich in die Arme fallenden Ohnmacht zu benehmen habe, konnte er dennoch Nichts thun als das Fräulein sanft im Arme halten; seine Hände waren ihm durch die Umstehenden gebunden. Endlich forderte es die Schicklichkeit, daß die Damen Wulfhilde von seiner Brust hoben und in ein Seitenkabinet führten.

In honetten Cirkeln ist eine Ohnmacht durchaus nicht störend. Die Gesellschaft hatte den Vorfall sehr bald vergessen; man lachte, scherzte, unterhielt sich, Champagner und Kardinal brachte Fröhlichkeit und Witz.

Auch Wulfhilde erschien nach einiger Zeit wieder im Saal, zwar bleich und leidend, aber interessant. Sie empfing die theilnehmenden Huldigungen der Herrenwelt und Manfreds, der sich bemühte, ihr seinen tiefempfundenen Schmerz auszudrücken; aber ihre Rolle für die Darstellung der lebenden Bilder lehnte sie mit Entschiedenheit ab. Manfred wäre in Verlegenheit geblieben, wenn ihm nicht der Hofrath Ehrenreich mit großer List daraus geholfen hätte.

IX.

Ueberraschungen im Park.

Der Baron bat die Gäste in den Park hinunter. Jeder Herr nahm seine Dame an den Arm, Manfred führte die Frau Polizeidirectorin. Zwei **maîtres de plaisir** rissen mit wildem Anstande und anständiger Wildheit die Flügelthüren des Saals auf, sich eben so oft verneigend, als je ein Männlein und ein Fräulein graziös hindurchschritten.

Der bunte Zug bewegte sich die Treppe herab, den Corridor entlang, durch die Hinterthüre des Gebäudes. Man trat auf die Terrasse, die in den Park führte.

Welch' ein überraschender Anblick! Tausende von Flämmchen züngelten durch das Dunkelgrün der Bäume, flammten und flimmerten, hier weiß, dort roth, hier blau, dort gelb — ein unabsehbares Gewühl von Ster-

nen, die sich in dem Laubgewinde bald schwebend, bald hüpfend zu bewegen schienen.

Sobald die Gesellschaft das Freie betreten hatte, stiegen drei Leuchtkugeln in die Luft; ein Donnerschlag erschallte, und aus dem schwärzesten Hintergrunde schlug ein feuriger Regenbogen auf. Er brannte in stillem Feuer, seine letzten Farben schienen zu verschwimmen. Unter dem Bogen zeigte sich ein blaues Licht, dann ein rothes, dann ein weißes; die Lichter tanzten auf und nieder, als neckten sie sich, nun schienen sie sich zu suchen, nun zu fliehen. Als sie sich berührten flossen sie in eine dreifarbig schimmernde Sonne zusammen, welche sich hastig drehend bunte Strahlen sprühte. Mit dem Erbleichen dieses Lichtballes stieg oben auf dem äußersten Rande des Regenbogens eine Feuergarbe empor, Raketen, Leuchtsterne, Kugeln aus sich herauswerfend. —

Ein Schuß, ein Blitz! — Alles verlöschte. Ein Flötenton bebte vom Gebüsch her, ein anderer antwortete ihm, und über den dunkeln Grund, wo das Farbenfeuer vergangen war, fuhr blitzschnell der Schriftzug zweier in einander geschlung'ner Buchstaben, im Entstehn verschwindend, so daß seine Züge von einem unvorbereiteten Auge nicht festgehalten werden konnten.

Manfred's glühender Blick suchte Selma.

Die staunende Gesellschaft stieg unter fortwährend erhöhten Entzückungen von den Terrassen, während eine verdeckte Musik einen Marsch hinschmetterte und Brillantfeuerwerke spielten.

Durch eine hell illuminirte Laubehrenpforte — drei Fahnen flatterten von ihrer Spitze und Manfred's Ahnenwappen brannte in Transparent — ging es in den Park.

Hier rang die Dunkelheit magisch mit dem Feuer; wie schwarze Geistergestalten, in Glut getaucht, loderten Bäume, Boskets, Grotten und Hecken.

Im weiten Garten zerstreut betrachteten die Gäste diese zauberische Wunderwelt.

»Ach!« lispelte der junge Herr von Grünwipfel den Arm Kunigundchens sanft an sich ziehend, indem er, mit dem wonneberauschten Fräulein vor einem träumerisch schwankenden Mairosenbusch stehen blieb, »ach, welch' eine spanische Nacht ist dies, voll lauer Westwinde, voll leuchtender Liebesphantasieen, voll gaukelnder Musik. — Kunigunde, wie die Blumen so süß schlafen, wie die geblendete Nacht mit flatterndem Haar so scheu durch das Laub fliegt! Ach! an Ihrem Arm

könnte ich zur Metamorphose werden. Wie die Rose hier fiebert — bist Du liebeskrank meine Rose! o?«

Herr von Grünwipfel brach ein Röschen, drückte einen glühenden Kuß darauf und reichte es Kunigunden: »Mein angebetetes Fräulein, stammelte er, ich habe die Thränen von der Rose weggeküßt, darf sie Ihnen nun eine lächelnde Erinnerung werden?«

Kunigundchen seufzte einen seligen Dank und steckte das theure Geschenk an ihr flatterndes Herz.

»Warum sind denn die Lauben mit ihren Umgebungen so dunkel und versteckt geblieben, da doch Alles im Feuer steht?« lispelte sie naiv.

»O! das sind süße Ruheörter, wo die Sehnsucht entschlummert« sagte Herr von Grünwipfel mit Bewegung, »ihre Mysterien lieben das Dunkel.«

»Die Nacht ist so still,« meinte Kunigundchen mit reizender Unschuld, »der Flieder duftet so lieblich, ganz wehmüthig bin ich, lieber Herr von Grünwipfel — ach! Gott, diese Flöten! und meine Augen schmerzen mir von den funkelnden Lichtern.«

»O! ruhen Sie dort in jener Laube ein wenig aus, mein angebetetes Fräulein,« rief ihr Ritter mit Glut — »dort ist's gar zu schön, wir hören von da die süße Flöte reizender von dem Busch aufbeben.«

Arm in Arm gingen sie nach der Laube; Herr von Grünwipfel zog Kunigundchen immer fester an sich, und bemerkte einen stillen Gegendruck. Trunken schwebte er an ihrer Seite, sie ließ sich leise fortziehn und zitterte dabei so fieberhaft, daß sie über eine abgebrochene Tulpe, welche im Wege lag, beinahe gefallen wäre.

In der Laube war ein dunkler Sitz. Flieder hing darüber. Kunigundchen warf sich erschöpft darauf hin. »Ach! hier möchte ich sterben!« rief sie aus und ließ ihre Arme sinken.

Gefühlvoll stürzte Er vor ihr nieder, gefühlvoll zog Er ihre Hand an seinen Mund. »Sterben!« rief Er, »nicht ohne mich, nicht ohne mich, Kunigunde!«

»Arthur!« seufzte das Fräulein.

Unter heißen Küssen umschlangen sie sich. Melodisch klangen die Flöten aus der Akazienhecke, durch die Fliederlaube strich der verstohl'ne Seufzer des Nachtwindes, ein Johanniskäfer löschte auf der Blüthendolde sein Flämmchen aus, am Himmel schoß ein Meteor, und der hängende Flieder wehte verschleiernd um zwei Selige, welche die Welt vergaßen, Nichts fühlten, nur sich selbst und ihre Entzückung.

Und sie vergaßen auch, daß die lebenden Bilder jetzt in bester Form ihren Anfang nehmen sollten.

Ziemlich in der Mitte des Parks lag ein viereckiger freier Platz, niedliche Tempelchen standen in Brillantfeuer an den Enden desselben. Im Mittelpunkt war ein größerer Moostempel aufgeführt, eigentlich nur eine halbe Säulenrotunde mit leichtem Moosdach, matt erhellt. Am Frontispice stand in Transparent: Frühling Adonis. Die Säulen waren recht geschmackvoll mit Blumenfestons überhängt. Die Scene, ebenfalls mit Moos und Blumen bestreut, kehrte sich erhaben und offen den Zuschauern zu.

Diese schienen von den lebendigen Bildern mehr Leben erwartet zu haben. Es war sehr still und todt auf der Scene, welche jene betreten sollten, Nichts zu sehn, als ein einfaches Grab von Moos, an welchem zwei kleine Mädchen als Genien mit umgekehrten Fakkeln knieten. Zwischen den Säulen schimmerten rothe und blaue Gewänder, weiße Lilienarme und zarte Fußknöchel blickten aus Laub und Blumenguirlanden hervor. Ueber der Scene lag feierliches Schweigen, süße Schattendämmerung; eine gedämpfte Musik schien von unten herauf zu klingen.

Noch wußte Niemand, was kommen würde. Auf einmal kam's golden und blitzend aus dem Mooshügel. Volles Licht fiel über die Bühne, die knieenden, kleinen

Genien standen auf, ihre Fackeln brannten prächtig, ein Allegro brauste — und aus dem Grabe stieg der Phönix mit Prachtgefieder, erhob ein lyrisches Auferstehungsgeschrei, schlug ein großes Rad, hieb mit den goldschaumbeklebten Flügeln wüthend um sich, versuchte zu laufen, fiel aber zum großen Erstaunen der Zuschauer beim ersten Versuch auf sein göttliches Angesicht, und beim zweiten auf sein himmlisches Hintertheil.

Das hatte der Hofrath Ehrenreich ersonnen. Von Natur und Charakter war der Phönix nur ein gewöhnlicher Truthahn. Der Hofrath hatte ihm die unsterblichen Beine geknebelt, auch die Götterflügel etwas gepreßt, weil er richtig muthmaßte, er würde zu wenig Mythologie im Leibe haben, um nicht nach der Auferstehung gleich in seinen Stall Reißaus zu nehmen.

Ursprünglich sollte Wulfhilde als Adonis aus dem Grabe steigen und eine klassische Deklamation halten, weil sie jedoch ihre Rolle aufgegeben hatte, um Manfred in Verlegenheit zu setzen, wurde diese Partie in der Eile einem Truthahn trotz allen Sträubens von seiner Seite aufgezwungen.

Hinter den Säulen traten schnell zwölf hohe Genien hervor, den Frühling Adonis zu begrüßen; sechs junge Herren, sechs junge Damen, so elastisch auf-

schwebend, so göttlich bebend, so morgenrothschauerlich, so himmlisch in ihrem langen Haar, in ihren kurzen Gewändern, in ihren Schwingen wie keine griechische Dichterphantasie sie je erschuf.

Die Genien stellten sich zu einer halbkreisförmigen symplegmatischen Gruppe um das Grab, an dessen Seiten die kleinen Mädchen ihre Fackeln hielten, deren Farbenlicht Scenen und Gestalten überglühte.

Die Genien sangen ein Quartett mit leiser Musikbegleitung, aber der Phönix wollte weder Quartett, noch leise Musikbegleitung; er gebärdete sich so außerordentlich unklassisch, schrie so unbändig, als wollte er andeuten, man hätte ihn immerhin in seinem klassischen Grabe mögen ruhen lassen.

Endlich zerriß er die Fäden, welche seine Götterbeine gefesselt hielten; vergebens faßte ihn ein beherzter männlicher Genius beim Genick, der Phönix erhob eine verzweifelte Klagehymne, riß sich los, stürzte sich von der erhab'nen Scene blindlings gerade auf den Busen der Frau Geheimen-Obertribunalsräthin Aster, von da gegen den Hut des Herrn Hofrath Ehrenreich, nahm dann weiter flatternd dem Legationssekretair Smitten die Perücke vom Kopf, zerriß unverschämt noch sechs Blondenhauben, drei Shawls, fünf Haarnetze, zwei

Hemdkrausen, und lief, sobald er Grund fühlte, unter lautem Freiheitsgeschrei zwischen illuminirten Büschen und Beeten ins Weite.

Die Verwirrung, welche dieser impertinente Phönix sowohl unter den Göttern als den Menschen angerichtet hatte, kann keine Feder beschreiben.

Ehe noch diese antiken lebenden Bilder ihr glorreiches Ende erreichten, hatte sich Selma aus der Masse der Zuschauer leise fortgeschlichen. Mitten in dieser zauberhaften Gartennacht, aus welcher die Lichter wie funkelnde Träume sie anschauten, hatte ein wundersames Sehnen, ein banger Schmerz ihre Brust erfaßt. Von Niemand beobachtet — nur einem Auge entging sie nicht — schlich sie die Gänge herunter, an Werdomar, an ihren Traum und die schöne Stunde denkend, da sie ihn ihrem Geliebten erzählte. Klar stand ihre Liebe vor ihr, klar das Leid.

Halb bewußt, halb von selbst angezogen schlug sie einen Pfad ein, der durch dichte Baumgruppen und wildes Gesträuch nahe an das Ende des Parks führte, wo die Natur ungestört wucherte. Dieser Theil des Gartens war nicht erleuchtet. Die Chaussee bog an ihm vorbei.

Nahe am Ausgange lag mitten unter Laub ein

Häuschen, eine im Diminutiv nachgeahmte Bauernhütte. Ein einziger Apfelbaum, noch bedeckt mit seinen letzten späten Blüthen, stand vor der Thüre und legte seine Zweige an die kleinen Fensterscheiben, aus denen sich der blasse Schimmer eines Lichtes stahl.

Das Häuschen hatte nur zwei kleine Zimmer; in das Erste derselben trat Selma ein. Hier hing eine schmucklose Wachslampe von der Decke. Hinter einem Tisch stand ein Divan; in einer Ecke lehnte die verstümmelte Figur eines Flußgottes aus grauem Stein die früher im Park ihre Stelle gehabt haben mußte jetzt aber an diesen Ort verwiesen war. Das matte Licht der Lampe gab der Figur ein wunderliches und seltsames Aussehn.

Selma setzte sich an den Tisch, stützte ihr Köpfchen in die kleine Hand und verlor sich in Gedanken.

Sie ahnte nicht, daß sich in dem zweiten Zimmerchen, dessen Thüre geschlossen war, auch Jemand befand, der sich ebenfalls hieher verirrt hatte und fast in derselben in sich vertieften Stellung dasaß.

In diesem Stübchen saß ein Mann von auffallend edler Gesichtsbildung und hoher, kräftiger Gestalt am Fenster. Er mogte dreißig und einige Jahre alt sein. Sein schwarzes Haar, sein starker dunkler Bart, die

funkelnden schwarzen Augen verdüsterten und belebten zugleich die männlich schönen Züge seines Gesichts. Der Staub auf seinem kurzen beschnürten Reitrock von blauer Farbe schien anzuzeigen, daß er eben vom Pferde gestiegen war.

Finsterblickend betrachtete der Fremde ein Pistol in seiner Hand, seine Lippen bewegten sich.

»Rumiers Pistol,« murmelte er düster vor sich hin — »ah! gutes Pistol .... 's war anders, damals in Zwolna .... todt! ... ah! .... wirst treffen Kugel, wirst ihn finden — Lodoiska! — zum letzten Mal.« — Der schöne, finstere Mann versank in ein stummes Brüten, seine Züge drückten einen jähen, brennenden Schmerz aus.

— Im andern Zimmerchen saß Selma nachsinnend, mit der Hand hatte sie ihre Augen überdeckt, in ihrer Brust klang's leise.

Die kleinen blauen Funken
Die Nachts am Himmel sprühn,
Die machten mich immer trunken
Mit ihrem Liebesglühn.

Ein unbeschreiblicher Ausdruck von einer zwischen Entzücken und Schmerz getheilten Empfindung malte sich in ihrem Gesichte.

Plötzlich richtete sie erschreckt das Haupt auf. Man=

fred stürzte vor ihr auf die Kniee. »Selma,« rief er verdammen Sie mich nicht, daß ich eine köstliche Minute Ihres Herzens bestahl — ich beschwöre Sie bei dem ewigen Frühlingshimmel über uns, bei dem Licht der heiligen Sterne beschwöre ich Sie, ich liebe Sie — mehr als Gott!«

Schnell erhob sich das Mädchen. Das Lächeln der Unschuld kämpfte in ihren Mienen mit der Schaam und Furcht und Entrüstung. »Mein Herr!« sagte sie unwillig und machte eine unwillkürliche Bewegung des Fliehens.

Manfred vertrat ihr den Weg, er schlang seinen Arm um sie — die Glut des Weines und der Begierde gab seinem Gesicht einen entsetzlichen Ausdruck und zugleich malte sich darin der Triumph einer anticipirten Lust.

»Selma,« girrte er, »angebetetes Mädchen, sprechen Sie es nur ein Mal aus, daß Sie mich lieben — Niemand außer unseren Herzen hört es ja. Grausame, wollen Sie mich sterben sehn — Selma!« — Er versuchte, sie an seine Brust zu ziehn.

Voll Abscheu rang sich das Mädchen los und sah ihn mit ihren stolzen Augen an, dann brach sie in Thränen aus, die ihre Stimme erstickten, während Man-

fred von Neuem seinen Arm um die Jungfrau schlang und leidenschaftliche Worte sprach.

Unterdessen hatte sich die Thüre des anstoßenden Zimmers geöffnet, der Fremde war auf die Schwelle getreten. Einen Augenblick blieb er wie versteinert stehn, seine Augen rollten wie die eines Tigers, sein Gesicht überzuckte es wie Blitze.

— Gott, wer rettet mich von diesem Elenden!« rief das arme Mädchen sich wie die Taube gegen die Liebkosungen des Geiers sträubend. —

»Ich« antwortete eine starke, männliche Stimme, und der Fremde stürzte auf Manfred zu und faßte mit der Hand eines Riesen in dessen Schulter. —

»Hund!« schrie er — »ah! hab' Dich doch gefunden; sollst kein Herz mehr brechen, Du Verräther!«

Aus Manfreds Arm war Selma schnell entflohn, und der Lüstling starrte entsetzt dem fremden Mann in's bärtige Gesicht. Zwei dunkle Augen funkelten ihn schrecklich an.

»Ha! Wladislav,« schrie Manfred auf und taumelte zurück. — »Laß mich! was willst Du noch?« — —

»Armer Wicht« sprach der Fremde mit einem eigenthümlichen Lächeln, »magst heut' noch schwelgen,

so Du's kannst; morgen bist Du todt . . . Lodoiska!« —

»Habe Erbarmen!« stammelte Manfred.

»Lodoiska« wiederholte der Pole ernst und feierlich, und verschwand aus der Thüre.

In schrecklichem Entsetzen eilte ihm Manfred nach; er sah, wie der Fremde am Ausgange des Parks zu Pferde stieg und die Chaussee entlang der Stadt zusprengte.

X.

Die Polen.

Am frühen Morgen des folgenden Tages befand sich der Graf Wladislav, jener fremde Mann, welcher Manfred so plötzlich und so schrecklich erschienen war, in dem Zimmer des Dichters.

Der Leser wird sich aus dem Briefe des Malers Junius noch erinnern, daß der Pole eine Person, mit welcher er in besonders wichtigen Verhältnissen stehen mußte, aufzufinden, Deutschland durchstreifte, und auf diesen Reisen seinen Freund Werdomar wiederzusehn beschloß.

Ein glücklicher Zufall hatte ihn, als er von der festlichen Beleuchtung des Schloßparks angezogen, vom Pferde gesprungen und dort eingetreten war, in dem Besitzer desselben jene Person wiederfinden lassen. Wel-

ches die Beziehungen zwischen Manfred und Wladislav waren, wird bald klar werden; sie mußten von gewichtiger Art sein, denn der Graf war mit diesen Gegenständen so sehr beschäftigt, daß er das Glück des Wiedersehns nach einer langen Trennung nur halb genoß und auch Werdomar in eine ähnliche leidenschaftliche Gemüthsbewegung versetzte. Diesem hatte Wladislav die Begegnisse des gestrigen Abends gleich mitgetheilt, und ohne Mühe hatte Werdomar in dem Bilde des reizenden Mädchens, das Manfreds Verfolgungen ausgesetzt gewesen, seine Geliebte erkannt.

— Der Graf stand am Tisch, er bedeckte mit der rechten Hand ein Paar Pistolen, die vor ihm lagen.

»Nein, Werdomar,« sagte er sehr ernst, »Manfred soll nur durch mich fallen. Ah! Du weißt nicht, welche Verzweiflung in dieser Kugel hier liegt, weißt es nicht ... erblassen würdest Du, sagen würdest Du: »»Wladislav schieß und triff, Dein Recht ist heiliger, als mein's«« .... Soll ich meine Rache und meine Qual in dieses winzige Blei legen zu den Schmerzen, die todt sind? ..... wär' zu viel für die Kugel, viel zu schwer« — — er wägte eine Kugel in seiner Hand mit einem so finstern Ausdruck, daß Werdomar davor erschreckend, hastig seines Freundes Hand ergriff.

»Dein Recht ist groß, Wladislav,« sagte er, »ich lese es auf Deiner Stirne — doch die Unschuld, diese holde, kindlich zarte Unschuld, die jener freche Bube in seinen Schlingen zu begraben gedachte, soll ich sie nicht rächen? Gieb mir den Schuß, Wladislav, laß mich mit ihm kämpfen, mich zuerst.«

Der Pole strich mit der Hand über seine schattige Stirne: »Freund,« sagte er sehr bewegt, »'s war ein holdes, unschuldig armes Herz, das diese Kugel sendet .... laß mich! kann Dir nimmer meine Waffe abtreten. Heute soll's enden, denn ich will eilen, daß ich mein Vaterland noch ein Mal wiedersehe.«

»Und wenn er Dich erschießt Wladislav? — Tausend Hoffnungen Deiner Nation hängen an dem Leben, welches Du aufs Spiel setzt — vergieße es nicht, spare es auf — Wladislav, ich bin nicht jähzornig, nicht rachsüchtig, nicht unbarmherzig genug, und doch, wenn ich an Manfred denke, rast mein Blut und ein unklares Gefühl löst alle meine Vorstellungen in einen großen Haß gegen diesen Menschen auf — — — und Selma, mit ihrem stillen geheimnißvollen Herzen, ihrem verschleierten, jungfräulichen Stolz — — berührt von der frechen Hand des Buhlers! Noch ein Mal,

Wladislav, bei dem Namen Deines unglücklichen Vaterlandes bitte ich den Schuß von Dir.«

Eine dunkle Röthe flog schnell über das stolze Gesicht des Polen. Er warf die Pistolen heftig hin, sein Auge blitzte. »Vaterland sagst Du? ... beim Namen meines unglücklichen Vaterlandes? .... ah! Du hast Recht — unglücklich, sehr unglücklich! Lag auf Knieen vor der Welt, flehte bei dem Namen des allbarmherzigen Gottes nur um den Schatten seines Lebens, nur um einen Tropfen Blut aus seiner Ader .... Ah! Du hast Recht. Bitte einen armen Polen bei dem Namen seines unglücklichen Vaterlandes, und wärst Du der Teufel und wolltest meine Seele, nimm's! Sollst schießen, Werdomar — hier!«

Der Graf wandte sich um. Da umfaßte ihn sein Freund mit beiden Armen und drückte ihn an seine Brust: »O! Wladislav, wie ganz anders bist Du doch geworden. Wie hat der Schmerz Deines Volkes Dir die Seele zerwühlt. Vergieb mir, ich will Deinen Schuß nicht, behalte ihn nur. Ich war ein Kind und muß mich meiner Leidenschaft schämen.« ...

Sein Freund betrachtete ihn lächelnd, innig: »Bist derselbe geblieben, Werdomar,« sagte er, »ich erkenne Dich wieder. Aber ich? Die Welt hat mich finster

und alt gemacht, viel Wermuth gab sie mir zu trinken — es ist gut .... ich will meine Kugel behalten, sollst bald ihre Geschichte vernehmen. Doch der Morgen ist schon hoch, wir müssen hinüberreiten, Du wirst Manfred zum Nachmittage in einen der Wälder am See bestellen.«

»Ja,« antwortete Werdomar schnell, »wie Du es willst.«

Der Graf nickte mit seinem eigenthümlich finstern Lächeln, und während sie aus der Thüre traten, sagte er, »Hab's nicht geglaubt, daß Ihr Deutschen auch feurig lieben könnt, doch nicht feurig genug, nein, nein! .. Schön ist Deine Geliebte, sehr schön.« —

Sie stiegen zu Pferde und sprengten durch die Stadt zum Thor hinaus. —

An dem Gasthause eines Dörfchens, das etwa eine halbe Meile von der Stadt entfernt lag, und wohin in Frühlings- und Sommertagen die schöne Welt zu lustfahrten pflegte, stieg Wladislav ab. Hier wollte er seinen Freund erwarten.

»Sage ihm, daß ich ihn zum letzten Schuß fordre um Lodoiska, vergiß es nicht, donnere ihm den Namen ins Ohr: Lodoiska!«

Werdomar flog nach Rosenthal.

Es war ein lachender Morgen. Im Grün der Landschaft plauderte der Mai seine Kinderfabeln, seine alten, ewig neuen Liebesgeschichten, und es horchten ihm zu, wer glücklich war und froh.

Doch mitten unter diese geschwätzige Frühlingsmelodieen hallten die ernsten Klänge einer Meßglocke, die in dem nahen auf einem Berge gelegenen Kloster geläutet wurde — die eherne Zunge der uralten Trauer, die so lange die Welt besteht, gespenstisch, freudestörend dasitzt mit ihrem farblosen Angesicht und ihr monotones Klagelied stöhnt.

Wladislav hörte nur dieses, nicht den Mai und sein Klingen. Er stieg den Berg hinauf, er setzte sich nahe an der Klostermauer auf den grünen Rasen nieder. Seinem Geist vorüber zogen Heimathsbilder, die bleichen Sterne der Erinnerung gingen still wie ausgelöschte Welten in seinen Augen auf, die er zum Himmel emporschlug, als suchte er die großen Heldenschemen seines Volks in den Wolken oben.

Mehr als einmal schlich das Wort »Vaterland« über seine Lippen; nur ein Seufzer war's, dann flammten seine Augen wieder stolz und wild, dann verlöschten sie wieder.

Er summte eine polnische Melodie vor sich her,

eine von den Nationalweisen, deren traurige Musik so sehnsüchtig klingt, so dunkel ist wie der Tod, die man nicht hören kann ohne Weh. Wladislavs Gesichtszüge gaben dabei ein tiefes Leid wieder. Es war die Schwermuth des Fremden auf fremder Erde, dessen Gedanken in die ferne Heimat schweifen, sich an den Ruinen ihrer Herrlichkeit hinzuschleichen, nur ein Mal wieder auf dem heiligen Boden zu wandeln, wo noch dieselbe Sonne scheint, aber eine andere Geschichte haust.

Ein greiser Mönch in brauner Kutte, den Strick um den Leib, lehnte unbemerkt an der Mauer und wandte kein Auge von dem Polen. Er hatte seine Arme fest über die breite Brust geschlagen, unbeweglich stehend, lauschend und betrachtend. Seine fast riesige Gestalt wurde noch durch das lange Gewand gehoben. Er mußte steinalt sein. Weißes Haar floß nur spärlich über seine hohe und starke Stirne, auf der eine tiefe Rune lag, welche nicht die Zeit, sondern nur das Schwerdt konnte gegraben haben. Sein Gesicht war entsetzlich blaß und mager, aber fest und knochig, ein schneeweißer Bart fiel voll auf die Brust nieder und gab dem Klosterbruder eine unbeschreibliche Würde.

Die tief in den Höhlen ruhenden Augen bestrebten sich hervorzutreten und hatten einen seltsamen Glanz.

Ueber das Antlitz dieses alten Mönchs fuhr ein Krampf, während er mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit den Polen betrachtete, dessen Gesicht ihm abgekehrt war.

Immer lauter sang Wladislav seine Melodie. Da nickte der Klosterbruder mit seinem Haupt, und legte seine knochige Hand fest aufs Herz, und stimmte in die Melodie ein, und Thränen traten in seine Augen. In seinen Mienen malte sich ein herzzerbrechender Gram.

Betroffen wandte sich Wladislav um und erhob sich schnell. »**Salve Pater!**« rief er, »wer hat Euch mein Lied gelehrt?«

Der Mönch kam auf ihn zu, sein Gang war beweglich, sein Gesicht ungewöhnlich belebt, sein Auge aufgelodert wie das eines Greisen, der sich in eine andere Zeit, in einen anderen Menschen versetzt.

Armes Vaterland! sagte er mit leisem Ton in polnischer Sprache, warum weckst Du die Todten auf?

»Mönch!« rief Wladislav in unbeschreiblicher Freude, »Du bist ein Pole? Du bist mein Bruder, mein Vater bist Du?«

Der Greis legte seine Hand auf die Schulter des Grafen und sagte langsam: Bei Praga sind die

Hügel meiner Brüder, Polensohn — ach! und ich lebe noch; in Warschau — —

Plötzlich flammte ein helles Erstaunen in dem Gesicht des Klosterbruders auf und spiegelte sich in dem Wladislavs eben so schnell wieder. Beide sahen sich einen Moment lang verwundert an.

Der Mönch ließ seine Hand von der Schulter des Grafen sinken und fuhr sich hastig über die Augen.

Polensohn, sprach er, warte doch .... ich muß mich besinnen — 's ist lange her ... wer bist Du doch?

»Gott im Himmel!« rief Wladislav vor dem Mönch niederstürzend und stürmisch seine Kniee umfassend, »Du bist Rumier, ich bin Dossolny's Sohn!«

Wladislav! schrie der Mönch und laut aufschluchzend riß er ihn an seine Brust.

Immer fester umschlangen sie sich, immer lauter weinten sie; in dieser Umarmung lag eine Nation —

Endlich rang sich der Alte los. Still, still mein Sohn, die Fremden hier haben kalte Herzen, die sollen uns nicht weinen sehn!

Er zog Wladislav auf den Rasen nieder, sein ganzer Körper zitterte und sein Auge glänzte unheimlich und unstät. Sie hielten ihre Hände in einander und sahen sich eine Weile mit unnennbaren Gefühlen an.

Ach Zwolna! sprach der Klosterbruder ... alte Zeiten! ach! ach! — seine Mienen standen im Feuer der Begeist'rung. — Du machst mich elend, Wladislav .... Gott! — Diese alten, todten Tage .... wie sie kommen, wie sie an mein Herz schlagen! Sucht's nicht — ha! bei Maciewice hab' ich's begraben, da liegt's im Staub .... Wie das Lied klingt .... Gott, Gott, bei Maciewice haben wir's gesungen ... **finis Poloniae** .... — Er legte sein Gesicht in seine magern, zitternden Hände.

»Rumier,« sagte Wladislav verzweiflungsvoll, seinen Arm um des alten Polen Nacken schlingend, »achtzehn Jahre sinds, daß ich Dich nicht sah — o! wie sehnte ich mich darnach, wieder an Deiner Brust zu liegen, großer Krieger, der mir Alles war, mein Vater und mein Volk. Ich suchte nach Dir in den Ländern Europas — und nun ein Mönch, nun in der Kutte. Rumier, das fasse ich nicht. Ich will hin, es dem Vaterland zu erzählen, daß seine alten Helden im Kloster sein Schicksal beweinen — höre mich, Rumier, sprich zu mir, erzähle mir —

Der Klosterbruder ließ die Hände langsam vom Antlitz gleiten und schaute mit einem qualvollen Blick in Wladislavs Gesicht.

Achtzehn Jahre, sagte er traurig — sprich nicht von meinem armen Leben, was soll ich Dir sagen..... Besinnst Du Dich auf Bernard noch, den armen Galizier — Abt war er hier, er ist auch todt, ich, ich kann nicht sterben. —

— Wladislav machte eine Miene des Erstaunens, doch überhörte der Alte seine Fragen. —

Wie groß Du bist, mein Polenkind, fuhr der Mönch fort, das sind Joseph's Augen, und das ist Joseph's Brust — seine Wunde war roth, Dossolny, aber sein Schwerdt auch. — Wie ging doch das Lied, Wladislav? ach! diese alten Tage .....

Der Mönch summte das Polenlied, während ihn Wladislav kummervoll ansah und vor dem Ausdruck seiner Gesichtszüge erschrak.

Und Anna, Deine Mutter? fragte der Alte wieder hastig.

»Ich fand sie nicht,« antwortete Wladislav sehr ernst, »Gott weiß, wo ihr Grab liegt.«

— Und Lodoiska, Deine Schwester? —

Der Graf zeigte stumm auf die Erde.

Todt! Todt! sagte der Klosterbruder, und warum nicht? Sie saß auf meinen Knieen, die Kleine, ich sehe sie noch, o! ich weiß das noch .... unter die

Erde, immer unter die Erde, mein Polenkind — und warum nicht? .... ach! ....

»Das ist wahr,« versetzte Wladislav, »ich habe ihren Gram verschaufelt, unsern schaufelt ein Fremder zu. Kennst Du dies Pistol noch, Rumier, diese Kugel noch?« Er hielt beides in der Hand.

Der Mönch riß es heftig an sich. Ha! rief er schnell und zusammenzuckend, das trug Kosciusko .. ich gab Dir's in Chrosciels Schloß. Nimm's, nimm's, es versucht mich, es kann mich wahnsinnig machen, wenn ich's lange ansehe .... Da! — und er preßte sein Gesicht an Wladislavs Brust.

»Rumier!« seufzte der Graf schwer.

Beide schwiegen. —

Mein Sohn, sagte der greise Pole wieder, ich bin ein alter, verwitterter Mönch, bald muß ich ja zu Joseph gehn. —

»Wir bleiben beisammen, Rumier, Du wirst sterben bei mir und ich an den Füßen Deines Grabes.«

Die Muskeln in dem Gesicht des Mönchs zuckten, seine Augen traten wild heraus. Er erhob sich in seiner ganzen Höhe, Begeist'rung flog über seine narbige Stirne, er streckte die Hand gen Himmel. Kosciusko,

rief er, klage mich nicht an bei meinen Vätern, daß ich Polen drei Mal sterben sah und noch lebe!

Der Graf wurde blaß, sein Herz hämmerte gewaltig in seiner Brust. »Alter Krieger,« sagte er dann, wild emporspringend, »und Du sollst mich nicht bei Kosciusko, nicht bei meinem Vater verklagen, wenn Du zu ihnen kommst. Auf meiner Brust sind meine Zeugen, auch ich habe mit blut'gen Händen nach dem Tod gegriffen, zum letzten Mal sah ich den weißen Adler sterben, und wie sie kamen, und wie sie ihn zerrissen — ah! armes Vaterland!«

— Revolution! .. warst dabei mein Polensohn? — Das Lächeln eines tief innen wühlenden Wahnsinn's umspielte den Mund Rumiers; die Kutte und der weiße wallende Bart paßten nicht zu seinen irr- und wildrollenden Augen.

»Rumier, ich will in die Heimat gehn, vielleicht leben wir einst« —

Der Alte legte seine dürre Hand auf Wladislavs Haupt und sprach langsam: Wladislav, ich segne Dich ein zur Vergessenheit. Dann faßte er sich wie im Krampf an's Herz und lachte schrecklich auf, daß sich der Graf entsetzte und ihn ängstlich anblickte.

»O, Rumier,« sagte er, ihn schnell umschlingend,

»elend bist Du, bitter elend. Verlaß das Kloster, Vater, ich beschwöre Dich, komme mit mir, noch heute — ich lasse Dich nicht.«

Der alte Klosterbruder riß sich unwillig los: Ei willst Du mich rasend machen? willst Du mich aus der Todtenkammer ans Licht schleppen? Ha! — Laß mich doch .... es ist sehr still hier .... Warum weckst Du mich auf, warum? warum? .... Bei Maciewice sangen wir's .... ha! .. ich schlief ..... Geh' doch, Wladislav, geh' doch Joseph Dossolny, komme nicht wieder, Polenkind ... nie ... ich kann nicht sterben, wenn Du da bist.

Ein anderer Mönch trat so eben aus der Klostermauerpforte. »Bruder Bonifacius, wankt Ihr wieder am Berg herum? kommt! Der Abt ruft Euch, wir sind beim Ora!«

— Siehst Du, siehst Du, mein Sohn? Die Teufel wollen beten .... unter die Erde, immer unter die Erde, mein Polenkind! — Der Alte drückte Wladislav noch ein Mal heftig an sich; kein Wort konnte der Graf über seine Lippen bringen, seine Seele war zerrissen, sein Herz stand still.

Rumier wankte der Klostermauer zu, mit der rech-

ten Hand verworr'ne Linien in der Luft ziehend und das polnische Lied singend.

— Von Gefühl überwältigt sank Wladislav nieder und verhüllte laut schluchzend sein Gesicht.

»Immer unter die Erde, immer unter die Erde!« riefs in der Klostermauerpforte ...

Der Graf stürmte den Hügel herab, warf sich auf's Pferd und jagte in's Feld hinaus.

XI.

Werdomar und Manfred.

In seinem Bibliothekenzimmer, dessen Aussicht nach dem Park ging, und das mit antiken Gefäßen und Büsten geziert war, saß unterdessen Manfred gedankenvoll.

Seine Mienen zeigten eine dumpfe Abspannung, Kraftlosigkeit, und wieder eine große Unruhe und ängstliche Erwartung. Die rechte Hand war auf sein Knie herabgesunken, sie hielt ein Manuscript, über dem die Worte: Werners Memoiren für seinen Sohn geschrieben, zu lesen waren.

Auf dem Tisch stand eine aufgeschloss'ne Chatulle, welche Gold enthielt, und daneben lag ein Medaillon von alter Arbeit, ein Frauenbild in sich fassend.

Reisegepäck, unordentlich am Boden zerstreut, deutete an, daß der Baron im Begriff stehe, zu verreisen.

Doch schien Manfred keines Willensentschlusses fähig zu sein und diese Vorbereitungen entweder wieder vergessen, oder ganz aufgegeben zu haben. Er glich dem armen Sünder, den die Nothwendigkeit an seinen Raum fest bannt, und der, unvermögend dagegen zu reagiren, in verzweifeltem Hinbrüten die Stunde erwartet, welche eine schreckliche Entscheidung bringen soll.

Manfred wurde von einer moralischen Macht niedergehalten. Sie band ihm die Hände, verwehrte ihm, einen Schritt zu thun, und hielt ihn in dem qualvollen Zustande zwischen dem heftigsten Triebe zur Flucht und der Unmöglichkeit, Etwas dafür zu unternehmen.

Es ist bewundernswerth, daß auch in den schwächsten Menschen eine solche moralische Gewalt mächtig ist; sie begründet sich in ihnen in der Regel auf der Furcht, wie es daher oft geschieht, daß selbst Feiglinge einen Muth beweisen, der nie ihr Eigenthum war und den nur die Verhältnisse diktiren.

Bei Manfred war es eines Theils die Furcht des Edelmannes vor der Welt, die ihn fesselte, ohne ihm etwas Anderes, als eine dumpfe Passivität einzuflößen — diese Furcht pflegt man euphemistisch oft mit dem

stolzen Namen Ehrgefühl zu bezeichnen — andern Theils erlag er seinem Gewissen und Erinnerungen, die in jenen Memoiren Werners aufgezeichnet waren.

Er legte das Manuscript vor sich nieder, und, indem er an das Fenster trat, betrachtete er mit einem leblosen Auge den Park zu seinen Füßen.

Die mannigfaltigen Zurüstungen zum gestrigen Feste, die Moostempelchen, die ausgebrannten Lampen, das Häuschen am äußersten Ende des Gartens, mahnten ihn an den verflossenen Abend, wo er noch im Genuß seiner selbst ein beneideter Glücklicher gewesen war.

Lodoiska, dachte er, ich hatte Dich schon vergessen; o! er hält sein Wort, ich war ein Thor zu glauben, er würde mich nicht mehr suchen, da er nach Frankreich ging. In Wien war's zum letzten Mal — o! er ist ein wildes Thier. Soll ich fliehen? er jagt mich wie einen Hund bis an's Ende der Welt. Und was würde man von mir sagen? er würde mich brandmarken — ein Feiger, freilich — — — aber sterben? Er kann fehlen, dann schieße ich — — doch Wladislav schießt gut — — Teufel! — — wie langsam diese Stunden schleichen, sie gehn im Kreise wie Gespenster! .... Lodoiska, Dämon Deiner Mutter, mein Vater sprach wahr — — wer hat mich so elend

gemacht? — verdammte Polen! — und dieser Werdomar, wenn er's wüßte —

Er fuhr zusammen; nach der Thüre hinblickend, schien es ihm, als kämen Tritte nach dem Korridor.

Er täuschte sich nicht; die Angst hatte sein Gehör geschärft.

Man klopfte, einmal, noch einmal.

Manfred rang nach Fassung. Während sich sein Gesicht mit einer todtengrauen Farbe überdeckte und seine Augen gläsern und starr wurden, suchte er mit einer mechanischen Bewegung seiner Hand das ängstliche Schlagen seines Herzens niederzuhalten.

Herein! rief er endlich, als es zum dritten Male klopfte.

Werdomar trat ein, hastig, zornig.

»Gut, daß ich Sie finde,« sagte er schnell auf ihn zutretend; »ich komme als Kartellträger des Grafen Wladislav. Er fordert Sie heute zum letzten Schuß um Lodoiska; Sie verstehn;« »um Lodoiska, mein Herr,« wiederholte er, diesen mit einem verächtlichen Blick fixirend.

Obwohl Manfred eine andere Erscheinung als die Werdomars erwartet hatte, verschwand nichts desto weniger die Angst, welche seine Mienen verzerrte. Sein

ganzes Wesen schien ohnmächtig in einander zu sinken und vergebens bemühte er sich, einen stolzen Hohn zu erheucheln, da Werdomar vor ihm stand.

»Vielleicht,« sagte er — »ich werde mich vielleicht besinnen.«

»Vielleicht?« wiederholte Werdomar lächelnd, »o! nicht doch; bestimmt! der Graf verlangt zu sehr, einige Minuten mit Ihnen zu verbringen, als daß er sich durch irgend Etwas in der Welt davon abhalten ließe. Sie werden ihm diese Ehre sicherlich nicht versagen, da es Lodoiska gilt —

»Mein Herr,« sagte Manfred sich zusammennehmend; »ich habe mit Ihnen Nichts zu schaffen.« Er zeigte nach der Thüre.

»Nicht doch!« erwiederte Werdomar einen Schritt näher an ihn herantretend; »Sie irren sich; ich habe sehr viel mit Ihnen zu schaffen — ein Mal im Auftrage meines Freundes, dann zur Ehre eines Mädchens, das Sie gestern mit Ihrer feigen Galanterie zu verfolgen für gut fanden, und welches gegen Ihre Ritterlichkeit keine andere Waffe hatte, als die Erscheinung Wladislav's, die Ihnen so fürchterlich war. Zur Ehre dieses Mädchens werden Sie sich mit mir schlagen, wenn Sie das Glück haben sollten, der Kugel

meines Freundes zu entgehn. Sie verstehn mich, mein Herr. Doch jetzt zur ersten Angelegenheit, um Lodoiska —«

Während sich Manfred an die Fensterbrüstung lehnte und nach Worten suchend, seinen Gegner mit Blicken verschlang, fuhr dieser, dem die Ohnmacht des Mannes, von dem er nur Trotz und Stolz erwartet hatte, mehr Scham als Erstaunen erregte, fort: »die Rolle eines Beichtvaters ziemt mir nicht, ich will Sie weder durch Worte, noch durch Erinnerungen an Ihre Thaten geisseln. Der Graf wartet ungeduldig. Ich fordere Erklärung.«

Manfred fuhr auf: »Sie wagen mich in meinem Hause zu verhöhnen? Nochmals sage ich Ihnen, ich mag mit Ihnen Nichts zu schaffen haben. Verlassen Sie mein Zimmer; ich befehle es« —

»Armer Mann,« entgegnete Werdomar; »wie eifrig Sie werden. Beruhigen Sie sich; Sie vergaßen, was ich will. Noch ein Mal: werden Sie sich dem Grafen stellen, oder nicht?«

Ein schneller Gedanke ging durch Manfreds Kopf. Ohne zu antworten trat er an den Tisch und, das Medaillon ergreifend, reichte er es Werdomar.

»Kennen Sie diese Frau?«

Kaum hatte Werdomar einen flüchtigen Blick auf das Bildniß gethan, als sich das lebhafteste Erstaunen in seinem Gesichte malte Bald das Medaillon, bald Manfred anblickend, der jetzt mit einer hämischen Miene vor ihm stand, schien er sich zwischen zwei Räthseln zu befinden, von denen das Eine auf das Andre hinwies.

»Wie kommen Sie zu dem Bildniß meiner Mutter?« fragte er mit der größten Verwunderung. »Dieses Medaillon sah ich als Kind am Halse meiner Mutter; ich selbst trug es, ich erinnere mich sehr wohl daran. Was soll das? Antworten Sie mir!«

»Ha! lachte Manfred, Sie sind äußerst klug. Soll ich Ihren Erzähler abgeben? Nicht wahr, das Bildniß überrascht Sie? O! wenn Sie nur wüßten, was Alles in diesem Bilde enthalten ist, noch mehr, was hier in diesen Papieren geschrieben steht« — »Ihr Glück liegt in meiner Hand,« fuhr er triumphirend fort; »ich könnte Ihnen eine ungeahnte Seligkeit erschließen, ich könnte es mit zwei winzigen Worten, überaus glücklich machen könnte ich Sie.«

Werdomar wußte nicht, was er denken sollte. Das Geheimnißvolle, das in Manfreds Worten und Geberden lag, die sich auf das Medaillon und die auf dem

Tische liegenden Blätter zu stützen schienen, steigerte eben so sehr seine Verwunderung, als die Sprache dieses Mannes ihn empörte.

»Sie reden wie ein Schwätzer,« sagte er rasch und stolz. »Wenn mein Glück in Ihren Händen liegt, verzichte ich sehr gerne darauf, denn sein Empfang könnte mich nur herabwürdigen. Was aber dieses Bild meiner Mutter anbetrifft, so verlange ich Aufschluß darüber, wie es in Ihren Besitz kam, und, beim Himmel, ich habe ein Recht, dies zu verlangen . . . Sie werden mir antworten?«

— »Nein! darauf hoffen Sie nicht.« —

»Und doch,« rief Werdomar ergrimmt. «Sprechen Sie, die Zeit ist kurz, der Graf will Entscheidung.«

»Hören Sie mich an,« erwiederte Manfred schlau, »wenn ich falle, wird eine späte Stunde kommen, wo Wladislav und Sie es bis zum Tode bitter bereuen werden, daß ich wichtige Geheimnisse mit mir nahm. Es ist möglich, daß ich Ihnen Mittheilungen mache, die Ihr beiderseitiges Glück begründen; heute, nimmer!«

In diesen Worten glaubte Werdomar, Manfred zu durchschauen. Er warf einen Blick der tiefsten Verachtung auf ihn, und indem er das Medaillon in seinen Busen steckte, sagte er mit ernstem Ton: »Mein Herr

ich habe mich schon zu lange vergessen, Ihre wunderbaren Erzählungen anzuhören. Sie werden Nichts dagegen einwenden, daß ich meiner Mutter Bildniß als mein früheres Eigenthum wieder an mich nehme, denn, in der That, an jedem andern Orte könnte ich dasselbe, mit ruhigem Blute, aufbewahrt sehn, in Ihren Händen empört es mich. Ich durchschaue Sie. Zum letzten Male frage ich Sie nun als Sekundant des Grafen Wladislav: werden Sie sich seiner Kugel stellen oder nicht?«

Manfred antwortete nicht; er war wieder blaß geworden wie zuvor; hastig riß er an der Klingel.

»Feigling!« sagte Werdomar und ging; er stieg die Treppe herab, schwang sich aufs Pferd und ritt dem nahen Dörfchen zu, wo er Wladislav zurückgelassen hatte.

Der Graf kam ihm schon entgegengeeilt.

Sein Freund bemerkte nicht, wie verstört der Pole aussah, wie dunkel seine Augen brannten.

»Er schlägt das Duell aus,« rief Werdomar schon von Weitem.

»O! er muß« — schrie der Graf, »er soll; warte Du auf mich, ich bin gleich wieder hier.« Er gab seinem Thier die Spornen, und ohne zu hören, was

ihm der erstaunte Werdomar zurief, setzte er an ihm vorüber; hinter ihm her wirbelte Staub und Kies. In wenigen Augenblicken sah ihn Werdomar verschwinden. —

— Der Dichter hielt sein Pferd an; er zog das Bildniß seiner Mutter hervor und versenkte sich in Betrachtungen, in Zweifel, in Ahnungen, mit welchen wieder seine leidenschaftlich erregten Gefühle abwechselten. Noch nie hatte sich Werdomar in einer ähnlichen Stimmung befunden; das Erscheinen Wladislavs hatte eine plötzliche Bewegung in sein ödes Dasein gebracht.

Er riß sein Pferd auf, und ritt Wladislav entgegen.

Nach einer Viertelstunde erschien der Graf wieder und flog auf seinen Freund zu.

»Um vier Uhr!« rief der Pole mit flammendem Auge und glühender Wange. »Ich hätte ihm die Kugel durch den Kopf gejagt, hätte er sich geweigert.«

»Sage mir, Wladislav,« fragte Werdomar, »woher hast Du eine so große Macht über diesen Menschen?«

»Will's Dir erzählen,« antwortete der Pole finster, »will Dir Alles erzählen, wenn wir zu Hause sind. Ah! mir ist das Herz so schwer wie Stein —

elendes Leben, wie zäh das ist!« — Er ließ den Kopf sinken, sein Pferd mäßigte die Schritte.

Werdomar gewahrte die auffallende Veränderung in den Zügen seines Freundes; er hielt sie für Folgen seiner wühlenden Gedanken. Tief bekümmert reichte er dem Grafen seiner Mutter Bild herüber und erzählte, wo er dasselbe gefunden und wie räthselhaft sich Manfred geäußert hatte.

Wladislav hielt sein Pferd an. Lange und aufmerksam betrachtete er das Bildniß. Er hob sein Haupt in die Höhe, er sah vor sich hin, als besänne er sich.

»Mein Gott,« sagte er, »es ist mir doch, als hätte ich dieses bleiche Gesicht mit den großen, schwarzen Augen schon gesehn ... ach! und sind das nicht die Augen meiner Schwester Lodoiska? ist das nicht ihr Haar? ist's nicht ihre Lippe, ihre Stirne? Ach! Lodoiska war viel, viel schöner; jünger war die Arme, ihre Wange war roth. Nein! blaß war sie wie der Wahnsinn, die arme Lodoiska,« und er zog seine Augenbrauen zusammen und murmelte Etwas vor sich hin.

Werdomar empfing das Bildniß wieder; bei dem Anblick seines Freundes, dessen wildes Aussehn und

Leichenbläße ihn erschütterte, fühlte er sich selbst tief unglücklich —

»Meine Mutter ist lange todt,« sagte Werdomar, seines Freundes Gedanken ablenken wollend; »Junius sah sie im Bilde, er war entzückt davon. Mein Vater beobachtet ein räthselhaftes Schweigen über den Tod meiner Mutter; ich darf ihn daran nicht erinnern — nie zeigt er einem fremden Auge das verschleierte Gemälde derselben. — Was meint Manfred? Ich bin ein Narr, Wladislav, daß ich mich durch die elenden Prahlereien dieses Menschen peinigen lasse; aber wie kam er zu diesem Medaillon?«

Werdomar sprach mehr zu sich selbst, als zu Wladislav, der in sich vertieft neben ihm ritt. —

»O! dieses Leben,« rief der Graf wie aus einem Traum erwachend. »Immer unter die Erde, immer unter die Erde, mein Polenkind — ah! — fort! fort!«

Das Kloster winkte düster vom Berge, die weißen Mauerränder glänzten.

»Rumier!« seufzte der Graf und drückte seinem Thier gewaltsam die Spornen ein. Sie stürzten im Fluge durch das Dorf, auf der Straße fort. Bald waren sie in der Stadt.

Vorübergehende blieben stehn und blickten diesen stattlichen Reitern nach. Beide schlank und kräftig, glichen sie einander an Gestalt, nur die stolze Haltung Wladislav's, sein kurzer polnischer Rock, sein lebhaft gezeichnetes, von schwarzem Haar und Bart verfinstertes, von Gram durchfurchtes Gesicht, verrieth den Polen, während Werdomars ruhigere Figur, sein offnes Antlitz, sein lichtes Auge, sein üppiges braunes Haar den Deutschen erkennen ließen.

XII.

Wladislav's Geschichte.

Der Pole saß nachsinnend, hatte die eine Hand auf den Ramen der Harfe aufgelegt, und schlug mit der andern spielend eine tiefe Saite an.

Erwartungsvoll schien der Deutsche die Geschichte eines seltenen Gemüthes von der stolzen Stirne seines Freundes zu lesen. Wladislav's Antlitz war ein stummer Sarkophag, durch dessen Spalten eine starre Pracht, ein modernder Purpur schaut.

Ja! sprach der Pole aufschauend und Werdomars Gedanken errathend, ich bin der letzte Baum, ausgerissen vom Hügel meiner Väter ... kann nicht wurzeln im fremden Lande, muß verdorren .... Willst Du Dich neben den Baum setzen nnd die traurige Lebensfabel hören, die noch aus seinen Zweigen redet?

— Ich wills, Wladislav, sagte der Dichter bewegt, lange sehnte ich mich darnach, Deine Geschichte zu vernehmen. —

»Die Geschichte eines Polen? ... was ist sie, als Gram, als das Rasseln der Todtengebeine in der Nacht, als das Klirren von der Kette des Sclaven? ... Taugt nicht für ein glückliches Herz, taugt nicht für eine weiche Brust« ....

»Laß mich von Kosciusko's Zeit schweigen — denn eine Polenhand brennt zu schmerzlich, wenn sie an die Memnonssäule ihrer Nation rührt ... Nach dem Falle meines Volkes lebte mein Vater Joseph in seinem Pallast Dossolny in Warschau — er wollte vergessen, was er nicht vergessen konnte, seinen Schmerz suchte er im Familienleben und in der Freundschaft zu versenken. Nur betrügen konnte er ihn, verschleiern, nicht vernichten. — Mein Vater besaß einen einzigen Freund, einen Mann, größer als sein Schicksal, stolzer noch als Brutus, und unglücklicher wie er. Er hätte ihm die Welt ersetzen mögen, doch für ihn war sie zu klein ..... Der Graf Rumier war dieser Freund — — — weißt Du, wie ich diesen hochherzigen, diesen großen Krieger wieder fand? ..... Als ich am Kloster auf Dich wartete, Werdomar, lag ein alter,

verwitterter Mönch an meiner Brust ah! das war Rumier, der stolze Brutus war's, krank, elend, zerfressen vom Gram, halbangenagt vom Wahnsinn .... Gott! es ist entsetzlich, so mußte ich Rumier wiederfinden; die Vergangenheit riß ihm sein altes, vernarbtes Herz auf, mein Anblick rüttelte an seinen schlummernden Sinnen. — — Wie schwer dieser Tag ist! .... Immer unter die Erde, sagte Rumier — armer Rumier.« — —

Der Pole bedeckte sich die Augen und schwieg. — ..... »Als Kind hatte ich auf seinen Knieen gesessen und seinen Bart gezaust, und dann hatte er immer gesagt: »»Kleiner Pole, armes Kind, will Dir mein Schwerdt schenken, das hat keinen Griff!«« und wenn ich darüber erzürnt von seinen Knieen sprang, herzte er mich und sagte: »»armer Junge, ich wünschte, Du wärest vor hundert Jahren geboren!«« .... laß ihn ruhen, preßt mir das Herz ab — — sehen werde ich ihn noch, heute .... Höre weiter! Mein Vater vermählte sich mit der einzigen Tochter des Grafen Anton Plochy, der in der Schlacht bei Maciewice mit meinem Großvater Jaroslaw gefallen war. — Schön war meine Mutter Anna, Werdomar, und gut.

Die Anmuth ihrer Gestalt, die Größe ihres Herzens, die Liebenswürdigkeit ihres Charakters lebt in Warschau noch im Munde Derer, die sie einst in ihrem Glanz gesehn. Sie hatte eine unerklärliche Gewalt über die Geister der Menschen, vielleicht lag sie in der Seele ihres dunkeln Auges.« — — — — —

»War es ein Wunder, daß mein Vater wieder in das Leben zurücktrat? daß ihm die Liebe einer angebeteten Frau die Schuld der Welt mit einem lieblichen Teppich überdeckte? ....

Die Edelsten Warschaus sammelten sich im Pallast Dossolny, an der überreichen Pracht unsres Hauses sich zu ergötzen und die Schönheit meiner Mutter zu bewundern. Mein Vater besaß große Reichthümer, einen feinen Geschmack und die Manieren der großen Welt, wie mir Rumier erzählte, denn ich war zu sehr Kind, als daß ich mich an Alles erinnern könnte, was das Leben meiner Eltern betraf; mit seiner Gastfreiheit verband sich der ergrimmte Stolz, den Glanz eines alten Polenhauses zu zeigen. Er beleidigte die Russen, indem er sie verächtlich von sich stieß, und von den Deutschen duldete er nur zwei, die ihm der Zufall, ihre Gewandheit oder Talente vielleicht nahe gebracht hatten. .... Der eine war ein junger kurländischer

Baron, Werner mit Namen; wie ich mich erinnere, ein hoher, wohlgebildeter Mann von großer Beredsamkeit, aber einer gewißen kalten Physiognomie, die uns Kindern abschreckend war — der andere Deutsche war immer still und sanft, immer freundlich und froh. Wir nannten ihn vertraulich August, seinen eigentlichen Namen weiß ich nicht ..... Beide Männer sah ich oft, wenn mein Vater ein Fest gab und hörte sie voll Entzücken mit meiner Mutter musiciren .... Einige Jahre gingen unter den Lustbarkeiten der großen bewegten Welt hin .... ah! 's waren nur übertünchte Gräber, 's waren nur betäubte wilde Schmerzen.« — —

Der Pole stand auf und legte die Harfe hastig an die Nische, daß sie einen dumpfen Schall gab; er schritt einige Male die Stube auf und ab. »Höre weiter, sagte er dann sich wieder setzend, als hätte er eine heftige Unruhe niedergekämpft ..... Es war in einer Nacht — die Nacht war schrecklich, Werdomar — neben meiner kleinen Schwester Lodoiska schlief ich, ruhig wie Kinder schlafen ...... Ein Geräusch machte, daß ich die Augen aufschlug .... Da stand meine Mutter Anna mit einem Licht in der Hand, todtenblaß, entsetzliche Angst im Gesicht, über mich gebeugt: »»Stehe auf Wladislav, mein Kind, Dein

Vater«« ..... mehr konnte sie nicht sprechen — ich sprang erschreckt empor; meine Mutter hatte schon Lodoiska auf den Armen, die ihre Händchen um ihren Hals schlang und zitternd weinte ..... Sie stürzte mit uns in des Vaters Zimmer — — — — — Werdomar, über seinem Bett lag mein Vater, halbentkleidet, blutig ..... todt — — Rumier stützte auf einem Tisch sein Haupt in seine Hände, stumm und ohne Regung ... aus einer Wunde im Arm strömte sein Blut auf den Boden. Neben ihm lagen meines Vaters Diener auf den Knieen und schluchzten« ....

»»Da! da! schrie meine Mutter mit uns ans Lager stürzend, Euern Vater haben sie ermordet«« .... Lodoiska fiel aus ihren Armen an die Brust des Vaters; ich warf mich schreiend über ihn; die Mutter war am Lager niedergesunken. — — Was weiter geschah, weiß ich kaum. In mein Ohr klang nur die tiefe Stimme Rumiers, dessen schwere Schritte und starke Worte durch das Zimmer schallten. Dann vernahm ich, wie die Thüre aufgerissen wurde und Jemand hastig rief: Flieh', Rumier, flieh' ... man kommt — ich sah Rumier aufspringen: »Lebt wohl, rief er, armes Vaterland, arme Waisen — nach Frankreich, in den Tod« ... Dann küßte er die Augen Josephs, meines Vaters,

umschlang uns und floh durch eine Tapetenthüre. Bald darauf erschienen Polizeisoldaten .... meine Sinne schwanden mir. —

»Schrecklich,« rief Werdomar, und wer verübte diese That?« —

.... »Mein Vater hatte viel Feinde unter Russen und Deutschen,« sprach der Graf mit wildem Auge, »war angesehn und gefürchtet, von alter, berühmter Familie, und in einer geheimen politischen Verbindung. 'S war um die Zeit der französischen Invasion, die ich übergehe. .... In jener Nacht wurden die Conföderirten, welche, wie mir Rumier später sagte, ein vornehmer Russe, Soltikow, der persönliche Feind meines Vaters, aufgespürt hatte, überfallen. Mein Vater setzte sich zur Wehre, wurd' erstochen, Rumier entkam. Er argwöhnte, daß Werner der Verräther war .... ob er Recht hatte, weiß ich nicht.« — — —

»Ein Jahr war hingegangen. Ich war beinahe sieben, Lodoiska vier Jahre alt geworden. Meine Mutter hatte eine gefährliche Krankheit glücklich überstanden — auf unserm Familienschloß Zwolna wohnten wir. Rumier war mit der polnisch-französischen Legion gegangen; wir hörten Nichts von ihm .... Selten sahen wir Gäste bei uns ... nur Werner kam

oft und bisweilen auch August, den wir Kinder so gerne sahen, weil er so schön erzählte, und noch viel schöner vom todten Vater sprach. Werner scheuten wir, wir fürchteten uns, wenn er erschien, freuten uns wenn er ging.« .....

»Eines Abends spielte ich mit der kleinen Lodoiska im Garten. 'S war im Juni. Ich hatte meine Schwester an der Hand — frohlockend streiften wir durch die Gebüsche .... Da trat ein Franziskaner, den wir bisher nicht sahen, plötzlich auf uns zu und sagte sehr freundlich: »Kinder wollt Ihr den Grafen Rumier sehn? kennt Ihr Rumier noch?« — — Ach! rief ich voll Freude .. wo ist er, wo ist er? ist er nach Hause gekommen? — Der Mönch nickte lächelnd und sagte: »Drüben im Kloster ist er, er hat mich nach Euch geschickt, daß ich Wladislav und Lodoiska zu ihm bringe; aber die Mutter soll Nichts wissen davon, weil er sie überraschen und mit Euch zusammen gleich nach Zwolna fahren will; das wird ein Fest sein!« — .... Ach! rief ich nach, das wird ein Fest sein, bring mich doch zu Rumier, und ich klatschte in meine Hände, und Lodoiska hüpfte um mich her ohne zu wissen, worüber sie sich freute. — Nichts Seltsames hatte der Franziskaner; seine Er-

scheinung überraschte uns nicht, weil häufig aus dem nahe an Zwolna geleg'nen Kloster Mönche in das Schloß kamen. ...... Am Ende des Parks hielt ein bedeckter Wagen, ein Mensch, der reiche Livree trug, stand bei den vier Schimmeln. — — Arglos setzten wir uns ein, neben uns der Pater. Schnell gings fort ... Lodoiska klammerte sich an mich an und schien sehr ängstlich, weil der Wagen verschlossen war und das Kind durch die hohen, schmalen Fenster Nichts sehn konnte. Es begann stark dunkel zu werden. Der Franziskaner erzählte viel, sprach immer von Rumier und den blanken Säbeln, die er mit sich gebracht hätte — — — — Aber wir fahren ja so lange, sagte ich ungeduldig zum Pater, das Kloster liegt nur eine Viertelstunde von Zwolna, ich bin ja schon zu Fuße da gewesen — — — — der Mönch lächelte: »»Wir fahren Etwas um, der Weg ist hier besser.«« ..... Immer länger dauerte die Fahrt, immer stärker peitschte der Kutscher seine Pferde an, wir flogen. Ich wurde immer ungeduldiger. Lodoiska weinte. Ich wollte das Fenster aufreißen, mir ward Angst. — — — Der Mönch hielt meine Hand zurück und sagte seltsam lächelnd: »Ich will Euch die Wahrheit sagen, meine Kinder, der Graf Rumier ist in der Stadt, wir haben

noch weit zu fahren, aber seid nur hübsch stille, morgen bringt Euch der Graf nach Hause; o! das wird ein Fest sein!« ..... Du kannst Dir denken, Werdomar, welche Verzweiflung, welche schreckliche Todesangst uns arme Kinder erfaßte ...... ich schrie, ich sträubte mich, ich schlug nach dem Mönch, ich wollte heraus .... Der Hund warf seine freundliche Maske ab — — 's war finster geworden — — endlich entschliefen wir vor Mattigkeit.«

Werdomar war entrüstet: »wie teuflisch, rief er entsetzt, welch ein höllischer Kinderraub; o! Wladislav.« —

... »So gings drei Tage lang, erzählte der Graf mit seinem gewöhnlichen Lächeln, kannst dir denken, halb todt waren wir, wir schliefen fast immer. — Schlafend hatte man uns auch aus dem Wagen gehoben ..... Am sechsten Morgen erwachten wir in einem fremden Zimmer, 's war düster und gewölbt, Kruzifixe und Heiligenbilder hingen an den Wänden ... eine schwarzgekleidete, sehr ernste Frau saß an unserm Bette.

»Ich bin Eure Mutter!« sagte sie streng .... Nein! Nein! schrie ich, bring mich zu meiner Mutter,

auf dem Schloß Zwolna ist sie ja! ..... Wir weinten — was half's? .... 'S war ein Kloster an der gallizischen Grenze, wohin man uns gebracht hatte ... und wer und weshalb? — — Waren es die russischen Feinde meines Vaters, die das Haus des unglücklichen Joseph Dossolny bis auf die letzten Zweige ausrotten wollten? .... wäre Rumier nicht in Frankreich gewesen, wäre mein Volk nicht gefallen ... ach! was hilft's« ...

Werdomar war vor Entsetzen stumm; sein Auge fieberte vor Ingrimm, vor Menschengroll.

... »Soll ich Dir unser Klosterleben erzählen, Werdomar? — Der Pole lachte wieder. — Man hielt uns gut .. Lodoiska und ich wurden von der Aebtissin auferzogen — wir durften in den Klostergarten gehn — — durch einen Mauerriß sah ich auch ein Stück freier Natur und das schwarze Gebirge in der Ferne ... wie ich mich dahin sehnte! — — — Das Kind gewöhnt sich leicht an seine Umgebung; wir dachten wohl an die Mutter, an den Vater, an Rumier, an das schöne Zwolna, aber mit der Länge der Zeit wurden diese Bilder immer dunkler, und wir weinten immer seltner ... Die Leute waren schlau —

sie verboten uns davon zu sprechen, und bannten uns systematisch in einen andern Ideenkreis; auch den Franziskaner, der uns entführt hatte, sahen wir nie — das war klug .... der Guardian des Mönchsklosters; 's war ein solches neben dem Frauenkloster; eine widerliche Abtsnatur, besuchte uns oft. Er, wie alle Andern, nannte mich stets Christian Malachowski .... erst weinte ich bitterlich darüber, und wenn ich sagte: Ich bin nicht Christian Malachowski, mein Vater war der Graf Joseph Dossolny, und meine Mutter ist die Gräfin Anna Plochy, und diese wohnt im Schloß Zwolna — aber sie wird schon kommen und mich und Lodoiska holen und dein Kloster verbrennen .... dann lachte der Guardian, und sagte: »Du kleiner Narr, Dein Vater war der arme Kriegsmann Georg Malachowski, den hat der Türk erschlagen; Ihr seid Waisenkinder, wir erziehn Euch aus Barmherzigkeit um Jesu Wunden willen.« — — Waisenkinder waren wir, Werdomar, nicht? .... Der Hund gewöhnt sich an den Namen, den ihm sein Herr giebt .... ich hörte auf Christian Malachowski und Lodoiska auf Wanda.«

»Fünf lange, einsame Jahre verflossen. Die Mönche quälten mich mit ihren Litaneien, ihrer Theo-

logie, ihren dürren Wissenschaften und den Römern. Ich hatte in ihre Zellen herüberkommen müssen, aber durfte meine Schwester besuchen, so oft ich wollte. — — Immer verschlossener und in mich gekehrter wurde ich, ein dumpfer Groll fraß an mir, während sich Lodoiska's eine stille Sanftmuth und krankhafte Empfindsamkeit bemächtigte .... ich wäre ein junger versteckter Bösewicht geworden, und sie eine Klosterheilige, denn die religiösen Schwärmereien der Aebtissin schlichen sich unmerklich in ihr kindliches Gemüth ein. — — — Mich kirrten die Mönche nicht .... das Blut meines Vaters, das ich gesehn, konnten sie doch nicht aus meiner Seele wischen, eben so wenig als Rumiers stolze Gestalt und sein Schwerdt ohne Griff ..... Es ist wunderbar, daß diese wenigen Erinnerungen, obschon ihre Farben mehr und mehr verbleichen mogten, die stärksten Waffen waren, mit denen ich mich lange Zeit gegen die Betäubung meiner Natur glücklich wehrte. — — — Ich dachte zwar an Flucht .... aber ohne Hilfe? ... ein Kind — allein in dieser wilden Waldgegend ... und Lodoiska verlassen?« ....

Der Pole seufzte tief, die qualvollen Erinnerungen strengten ihn an, seine Wangen glühten dunkel.

XIII.

Wladislav's Geschichte.

(Fortsetzung.)

„Seit einiger Zeit befand sich ein Mönch in unserem Kloster; er hieß Bernard — 's war der Erste, der uns wieder ein Herz zeigte ... er sah krank und elend aus, war immer still und traurig .... Wir gewannen ihn gleich lieb, und er uns — — — er fing an, mich in der Geschichte zu unterrichten, er sprach von Polen, vom Recht der Menschheit, vom Verbrechen der Nationen, von der Vernunft in der Welt .. ah! wie hing ich an seinem Munde ..:. Blitze waren's, in denen er sprach, noch nie hatte ich so reden hören, aus seinen Worten machte ich mir Schwerdter, die ich in meiner Brust verbarg .... Bisher hatte ich Nichts von dem erfahren, was draußen in der Welt

vorging. Mit brennender Begierde vernahm ich die Erzählungen von Napoleons Feldzügen, von seinem Glückswechsel in Rußland und den schmählich betrogenen Hoffnungen meines Volks. — — Bernard machte mein Herz groß, die alten Tage stiegen wieder ganz aus dem Grabe meiner Seele hervor und wurden heller und lebendiger. Ich lernte ordentlich mich selbst wieder finden .... Bernard, der dieses wollte, freute sich, daß ihm diese Absicht gelungen war. Ich hatte ihm heimlich meine Lebensgeschichte erzählt, so gut ich's konnte, auch sie wurde immer deutlicher in mir, meine Qual immer größer, wilder mein Trotz — doch ich verbarg, was ich fühlte, der Guardian durfte Nichts merken. .... »Seid still, Kinder, sagte Bernard, ein einziges Wort könnte Euch verrathen; so wahr ich ein unglücklicher Mann bin, retten will ich Euch und die Pläne Eurer unbekannten Feinde zu Schanden machen — bleibt ruhig, ich will mich in Polen umsehen gehn.« ... Bernard kannte Rumier, woher, das sagte er nicht, wie er überhaupt seine Schicksale mit keiner Silbe berührte. — Wir fielen vor ihm nieder und bedeckten seine Hände mit Küssen und ich jauchzte in dem Gedanken, zu unserer Mutter zurückzukommen. — — — Doch, wirst Du's glau-

ben, Werdomar, daß Lodoiska sich freute, nur weil ich mich freute? Sie hatte die Mutter vergessen, ihre Erinnerungen waren zu schwach gewesen, endlich in der neuen Welt ihrer Umgebungen untergegangen ... das Kind war eine Klosterblume geworden .... Ein Vierteljahr ging hin — — unterdeß starb die Aebtissin; Lodoiska war untröstlich ... ihr Glück war's, denn der Tod dieser Frau befreite ihren jugendlichen Sinn von dem Verderben, welches sie mit der schwülen Klosteratmosphäre einzuathmen begonnen hatte.« ...

»Endlich erschien Bernard wieder, still und traurig wie zuvor. Es fügte sich, daß er bald, ohne Verdacht zu erregen, mit uns im Klostergarten allein sein konnte. ... »Kinder, sprach er ernst, während mir das Herz stille stand und ich kaum zu denken wagte Eure Mutter ist lange nicht mehr in Zwolna, Niemand weiß, wo sie geblieben — doch, seid ruhig — bald, gleich werdet Ihr frei und gerettet sein; ich fand einen Freund der helfen kann, Rumier ist's« .... Werdomar, welches Entzücken, Rumier zu sehn — — ah! und meine Mutter. — — — Wo ist Rumier? fragte ich, kaum meiner Sinne mächtig ..... »Still, Kind, sagte Bernard ... er schlich verkleidet in Polen umher; ich fand ihn zufällig .. Gott! .. er ist mit

mir gekommen ... er wartet in jenem Bergwalde, den Du dort durch die Mauerspalte sehn kannst . . still! morgen fliehen wir« — — Ich konnte meine Augen nicht mehr von dem dunkeln Föhrenwalde abwenden, ich starrte ihn immer an und mein Herz zerschlug mir die Brust dabei — ah! Rumier — »Still, still, sagte Bernard, verrathet Euch nicht, morgen fliehn wir, wenn der Mond über den Wald kommt.« . . '. . . . . »Werdomar, die Flucht gelang — — ah welch' ein Wiederfinden in dem galizischen Walde — wir weinten Alle — ich glaube, die alten schwarzen Fichten fühlten es mit« — — —

Es entstand eine stille Pause. Beiden Freunden schlugen die Herzen laut. Draußen schmetterte eine lustige Marschmusik; das Militair zog vorüber.

Der Pole fuhr fort: »Wir setzten uns in einen verschlossenen Wagen, wie damals, als uns der Franziskaner aus Zwolna führte; aber mit anderm Gefühl ... nur Lodoiska weinte still ... Rumier trug Bauernkleidung — — ich fragte ihn nach meiner Mutter, doch er wußte Nichts von ihr .... er war in Frankreich gewesen .... Als er sich in's Vaterland zurückschlich, fand er Zwolna im Besitz eines russischen Fürsten — er zog heimliche Erkundigungen ein ... meine

Mutter hatte geglaubt, wir wären ertrunken, denn gleich nach unserm Verschwinden bezeugten Mönche, sie hätten uns im Fluß, der am Schloßpark vorbeifließt und vor dem uns unsre Mutter oft gewarnt hatte, ertrinken sehn ... auch meine Leiche wollte man im Wasser gefunden haben —— alle diese Erkundigungen waren dürftig, wie sollte sich der verbannte, verkleidete Flüchtling überzeugen können? Meine Mutter war hilflos, eines gefürchteten Polen Weib gewesen und hatte große Güter — — Du begreifst, Werdomar, die Gräfin Dossolny war staatsgefährlich ... 's war nichts Selt'nes in Polen .... Sie entfloh plötzlich, Niemand wußte wohin ... ihre Kinder kamen und fanden sie nicht, ich habe die Welt durchwandert, und fand sie nicht . . . Gott weiß, wo ihr Grab liegt ....

»Hörtest Du Nichts von August, Nichts von Werner?« fragte der Dichter — —

»Nein! sie waren lange verschwunden .... Was sollte mit uns werden? mit den armseligen Waisen eines so angeseh'nen Hauses? — — »Auch ich bin der letzte Rumier, Kinder, sagte der Graf finster, während wir fuhren: meine Brüder liegen bei Praga; ich bin flüchtig und elend, meine Güter sind hin, todt sind meine Freunde, rings um mich lauert der Verrath;

nicht einmal rächen kann ich Euch an der tückischen Mönchsbrut« ..... er zuckte mit dem Arm — ich dachte an sein Schwerdt ohne Griff — — Was war zu thun? konnte Rumier für uns auftreten, durften wir wagen, ohne Stütze, die Rechte des Grafen Joseph Dossolny zu beanspruchen, die verfallen waren? wir konnten nicht einmal unsern Namen führen . . . ah! man hätte uns Sibirien gezeigt ..... Unter tausend Gefahren brachte uns Rumier und Bernard auf das Schloß einer alten kinderlosen Wittwe, der Gräfin Chrosciel; eine Freundin Rumier's war diese Frau. Hier hielt sich der Graf versteckt, Bernard ging wieder fort, sein Schicksal schien ihm keine Ruhe zu gönnen; seitdem sah ich ihn nicht mehr; als Abt liegt er im Kloster begraben, wo ich heute Rumier fand«

— — — — — — — — —

Wladislav fuhr nach einer Weile fort, trüb und düster: »Uns kannte Niemand, wir waren Pflegekinder der Gräfin Chrosciel — eine heilsame Zeit verlebten wir hier in diesem traulichen Kreis, der uns ein gekräftigtes, neues Dasein gab. Rumier war unser Vater, die Gräfin unsre Mutter ..... wir saßen gewöhnlich in einem geheimen Thurmzimmer, dem Zufluchtsort des Grafen, und sahen stundenlang durch das

hohe Fenster auf die Eb'nen unsres Vaterland's — wenn wir dann Kosakenhaufen auf den Wegen hinsprengen und russische Kanonen unter den Staubwolken ziehen sahn . . . preßte Rumier seine geballte Hand aufs Herz und sagte Nichts, und ich schwor laut blutige Rache« — der Pole lächelte — . . . . . »Die Spione der russischen Regierung, welche in allen Gestalten das Land durchstreiften, hatten Rumier gewittert — — — — Eines Abends trat ich wie gewöhnlich in das Thurmgemach. Der Graf stand in der elenden Kleidung eines litthaulschen Flußschiffers am Kaminfeuer und goß Kugeln . . . auf dem Gesimse lagen seine Pistolen und sein Dolch, blank und geputzt. — Die rothe Glut der Flamme übergoß seine nervige Gestalt, sein finstres Gesicht, seinen schwarzen Bart . . . ein entsetzlicher Contrast war's, diese dunkle Kriegergestalt, dieses rauhe Gewand mit aufgestreiften Aermeln, diese off'ne Brust, dieser rothe Feuerschein . . . . . Rumier! rief ich erstaunt . . . . . »Ah! Wladislav, sagte er, ohne sich in seinem Geschäft stören zu lassen, wild lachend — das da ist für die Schleicher — — die Hunde wissen, daß ich in Polen bin; sie sind schlau — vielleicht morgen schon bin ich entdeckt, und Ihr Alle wäret verloren — ich muß fort!« — — — Ich

sank auf einen Stuhl nieder, und sah starr in die Flamme ... Der Graf sah mich traurig an, eine Thräne floß ihm langsam in den Bart; er seufzte schwer .... vom Kamin fiel eine Kugel herunter und rollte laut über den Boden — — Die will ich verwahren, sagte ich rasch aufspringend und sie ergreifend — — Rumier lächelte ... er nahm ein Paar Pistolen von der Wand und reichte es mir hin ..... »Nimm's dazu, sagte er, es ist von Kosciusko, alt und gut — Wladislav! bist ein junger Löwe, wie Joseph, kannst Dich und Lodoiska schützen — frage nicht nach mir, die Welt ist weit genug, ich kann d'rin verschwinden« — — — — — — — — — — — — — — — — — —

»Werdomar,« rief der Graf auffahrend, während seine Augen wieder funkelten: »dies sind Rumier's Pistolen, dies die Kugel, die ich heute schießen werde, sie ist frei! — — — — — — ah! Rumier — — — — seit der Zeit sah ich ihn erst heute wieder, und wie! — — — Doch ich muß eilen, höre weiter.... So war denn auch der letzte Freund hin, der uns ersetzte, was wir verloren hatten. Noch einige Jahre blieben wir bei unserer Pflegemutter, Fortschritte machend in der Bildung, im Ergeben und Entsagen.

Lodoiska war im Aufblühn, ich ein Jüngling — die Mühe, die wir uns gaben, von uns'rer Mutter Nachricht zu erhalten, war eitel — — — Aufgefordert von Verwandten, zog endlich die Gräfin Chrosciel in der Stille ihr Vermögen aus den Gütern, und ging mit uns in die französische Schweiz, wo sie ein Landhaus am Genfersee kaufte ...... Wir wohnten da still und friedlich, ich lernte Frankreich und Italien kennen — — — die Revolution brach aus — — ein kurzes Glück — ein langes Unglück .... Du weißt, daß ich in's Vaterland flog — ah! welch' eine wilde Lust unter den Sensen eines Volks, welches aufspringt für die Freiheit — — — ich scheute den Tod nicht, er scheute mich .... Vaterland! .... ich will schweigen — — — Ich floh in die Schweiz zurück, nirgend hatte ich Ruhe ... ich durchstreifte Deutschland .... in der Residenz fand ich Dich, Werdomar. Damals nannte ich mich immer nur mit meinem Vornamen wie bis auf diesen Tag, denn ich wollte meine Familie, wollte mein Leben vergessen, darum sprach ich davon nicht« —

»Ach!« fiel Werdomar rasch ein, wie herrlich war jene Zeit unseres Zusammenfindens, unseres Zusammenlebens. Wir mußten uns lieb haben wie Brüder und

hätten wir uns am Nordpol, am Südpol gefunden, gleich viel in welcher Gestalt, wir hätten uns geliebt.«

»Das ist wahr,« sagte der Pole heiter, »das ist sehr wahr. Ich haßte die Deutschen aus Nationalität, Dir konnte ich nicht gram sein... auch den Maler Junius, unsern herrlichen Freund, hielt ich sehr hoch, Dich liebte ich mehr. Wirst Du es verzeihlich finden, daß ich Dir stets meine Lebensgeschichte verschwieg? — — Denke daran, daß ich ein Pole bin — — mein Gram versteinerte in meiner Brust; and're Menschen fühlen sich wohl, wenn sie ihre Schmerzen durch Mittheilung erweichen und prahlen mit ihren Wunden und ihrem Weh — 'S war mein Stolz, mein steinerner Gram, 's war Alles was ich eigenthümlich besaß, meine Selbstständigkeit war's und meine Freiheit — konnt' sie nicht veräußern; doch jetzt ist es anders« — —

»Ich verstehe Dich,« sagte Werdomar, »Dein Gemüth ist sehr groß.«

Der Graf fuhr in seiner Erzählung fort: »Wir trennten uns, Werdomar. Meine Schwester hatte mich aufgefordert, schnell zu ihr zu kommen, weil unsere Wohlthäterin Chrosciel dem Tode entgegen ging. Als ich ankam, war sie gestorben. Sie hatte uns ihr ziemlich bedeutendes Vermögen mit dem Landhause hin-

terlassen, das wir Geschwister fortan bewohnten ..... Du kannst Dir denken, wie schön die Tage dort an uns vorübergingen — — Gott weiß, wie ich sie liebte, die arme Lodoiska — — Wir waren allein in der Welt, wir besaßen nur uns; wir plauderten von Polen, von den alten Tagen, die wir zusammen erlebt, von unsern Eltern, von Rumier — wir verstanden uns .... Damals war's, daß ich Dich aufforderte, in unser stilles Asyl zu kommen; schlugst es aus. — Auf einer Partie, die wir nach Avenches hinaufmachten ..... lernten wir zuerst diesen Baron Manfred kennen .... Welch' eine Unersättlichkeit des Zorns da oben im Himmel! — — Das Schicksal war noch nicht müde, zwei unglückliche und doch schuldlose Menschen zu quälen, denen das Leben von Kindheit auf eine heimatlose Wüste gewesen war ... es legte noch eine Schlange auf ihren Weg — — der Baron schloß sich an uns an; ich stieß ihn nicht zurück, ich hatte mich ja an die Deutschen gewöhnt und Du mir den Groll gegen sie benommen. Er war jung und gewandt, von feinem, liebenswürdigem Benehmen, das ich für g'radsinnige Offenheit hielt; ich erwiederte seine Artigkeiten durch meine Einfalt, und Lodoiska liebte sein gewandtes Wesen; es erinnerte sie

an die Männer ihrer Nation — — — Ach! mein Leben war doch so ganz durch Verrath vergiftet, ich hatte mich doch stets durch Gewebe des Betruges hindurcharbeiten müssen, und doch noch nicht gelernt, falsch und ein Betrüger sein ..... Mein Herz machte ich weit auf, wenn Manfred kam, der in unserer Nähe gleichfalls ein Landhaus bezog, und Lodoiska hatte noch nie geliebt — — — Ein Weib ist sehr schwach, Werdomar.... ah! Du kanntest Lodoiska nicht mit ihren schwarzen Augen und ihrem schwarzen Haar.... sie war bezaubernd schön. In der freien Natur hatte sich die Klosterblume wieder üppig zum Licht empor gerankt, und sich frisch entfaltet, nur eine unendlich zarte Sanftmuth war als Nachklang ihrer düstern Klostererziehung zurückgeblieben und mit dem Feuer ihres lebhaften Temperaments wunderbar vermischt........ Manfred hatte ihr Herz gewonnen, sie liebte ihn mit aller Leidenschaftlichkeit ihrer Natur. Ich sah es und billigte ihre Liebe — — der Baron war mein vertrauter Freund, längst hatte er meinen Sinn durch sein einnehmendes Wesen bestochen, mehr noch durch seinen glühenden Enthusiasmus für Polen, den er stets zur Schau trug, mich geblendet ...... Ich hatte bald ein Geheimniß mehr vor ihm, ich betrachtete ihn als

den künftigen Gemahl meiner einzigen Schwester — — ach! Werdomar, wie elend war ich; er schmeichelte mir meine Lebensgeschichte ab .... Nie vergesse ich den Eindruck, den meine Erzählung auf ihn machte, er wurde bleich; ein Zittern schien ihn zu überkommen ..... dann sah er mir wie versteinert ins Gesicht — — Was ist Ihnen? fragte ich — — »Nichts, nichts, antwortete er schnell, Ihre Geschichte bewegt mich aufs Aeußerste, ich bitte, fahren Sie doch fort« ..... und dann flammte eine plötzliche Glut in seinen Blicken, mit denen er Lodoiska verschlang, die vor uns saß und Thränen in den Augen hatte — — — Nach dieser Zeit schien es, als hätte die Erzählung unserer Schicksale Manfreds Liebe zu dem Mädchen ungestümer angefacht .... ich beobachtete ihn manches Mal unbemerkt, und erschrack vor dem tief leidenschaftlichen Ausdruck, den seine Gesichtszüge annahmen, wenn er Lodoiska anblickte, oder bei ihr saß. — — — — Dennoch sprach sich Manfred über seine Vermälung nie bestimmt aus, obwohl sein Verhältniß zu Lodoiska schon einige Monate dauerte .... Plötzlich blieb er ganz fort, auch sein Landhaus hatte er verlassen ...... Lodoiska war immer in Thränen, blaß und elend, ihr Gesicht drückte einen tiefen Kummer aus, sie

sprach wenig und schüttelte nur das Haupt, wenn ich sie zu trösten suchte und ihr sagte, Manfred müsse ja in Kurzem wiederkommen, ein plötzliches, wichtiges Geschäft habe ihm wahrscheinlich nicht Zeit gelassen, seine Abreise anzuzeigen — — — — Acht Tage waren vorüber: Manfred ließ Nichts von sich hören .... Lodoiska war nur ein wandelnder stummer Schmerz — Ich wußte nicht, was ich denken sollte — noch fiel mir nicht einmal die Möglichkeit ein, daß sie der Elende habe verlassen können« ....

Der Graf fuhr sich mit der Hand über die Augen, leichenblaß; nach einer Minute des Stillschweigens fuhr er fort: — »Wir saßen vor der Thüre uns'res Hauses; Lodoiska hatte ihr Haupt an meine Brust gelegt und schluchzte — — Beruhige Dich, Kind, sagte ich, er kommt wieder — — »Nie! Nie!« rief sie den Kopf in die Höhe hebend und sah mich lange mit einem irren Blick an, der mir das Herz durchschnitt ...... Und wenn er auch so schlecht wäre, Dich zu verlassen Lodoiska, sagte ich ...... das Mädchen ließ mich nicht ausreden, sie riß sich plötzlich empor, sie sah mich mit demselben langen Blick an, und stürzte dann vor mir auf die Kniee — »Mein Bruder, rief sie, tödte mich, nur vergiß mich nicht ... ich bin — — — —

Wladislab's Brust fing an zu arbeiten, er bedeckte das Gesicht mit seinen beiden Händen, wild sprang er auf: Werdomar, hörst Du, entehrt und dann verlassen! — — — — — — — —

Ich kannte mich selbst nicht mehr, ich fuhr auf wie ein Thier und blickte die Arme schrecklich an. Vor mir kniete sie wie eine Heil'ge mit gesenktem Haupt — — — Dirne! und was wird mein Vater sagen und meine Mutter und Rumier ... geschändet Du Letzte vom Haus Dossolny! — — — »Sterben,« stammelte die Arme ...... ich stürzte fort, ich raste — — — — Nach wenig Stunden trugen Fischer Lodoiska in das Haus, sie hatte sich vom Ufer in den See gestürzt« — »Ihr Grab ist schön,« sagte der Pole mit seinem traurigen Lächeln.

Werdomar ging in starrem Entsetzen auf und ab: »Rache, rief er, o! blutige Rache — komm', ich halt's nicht länger aus, ich muß hinüber, ich muß dem Schurken die Kugel durch den Kopf jagen!«

— »Meine Geschichte ist gleich zu Ende,« sagte der Graf; »höre mich — Ich stürzte dem Mörder meiner unglücklichen Schwester nach, ich fand ihn erst nach beinahe zwei schrecklich langen Jahren rastlosen Suchens, eben als er in Basel seinen Fuß auf das

Dampfschiff setzte .... ich fuhr mit ihm bis nach Mainz; er winselte wie ein Hund vor meinem Blick — — Sollte ich ihn morden? Mir kam der schwarze Gedanke, sein Herz wollte ich ihm zerreißen .... ich faßte mich wieder. — — In Mainz stiegen wir aus, er mußte sich mir stellen. Seine Kugel fehlte. Rumiers Pistol setzte ich ihm nahe an die Brust — — der Elende bat um Gnade. — Da stieg mir ein Gedanke auf, ich senkte das Pistol: Für dies Mal geschenkt, feiger Lüstling, schrie ich, tödtete ich Dich nun, wär' Deine Qual zu Ende... gehe für jetzt! aber ich will Dich treffen in der Welt, wo es auch sei, wenn Du mitten unter Deinen Buhlen schwelgst und am Mal der Wollust tafelst, dann will ich kommen und Deine Seele fordern . . Denk' daran, lebe so lange, als ich Dir das Leben schenke! — — er mußte schwören, sich meiner Kugel zu stellen, wo und wann es sei; ich verließ ihn .... Du wunderst Dich vielleicht, Werdomar — ah! glaube mir, es ist eine Wollust für mich, das ewige Schreckbild dieses Menschen zu sein — — wenn ich so die Länder durchstreife, immer nach ihm umspähend, ihn zu hetzen, und diese süße Rache mein Herz erfüllt, ist's ein ewiges Opfer, das ich der einzigen Schwester, Allem, was

mir überblieb, darbringe. Das giebt mir zu thun, 's macht mich stark, das hält mich aufrecht — warum lebe ich denn sonst?« — — — —

Wladislav's Augen rollten, seine Blicke waren fürchterlich ..... »Nach einem Jahr schreckte ich ihn wieder in Wien auf; ich machte es wie in Mainz..... ah! das Schicksal hat mich von Kindheit auf gejagt wie ein Wild, jetzt will ich das Schicksal sein — ich schläfre ihn ein, dann erscheine ich wie sein Teufel ..... Wieder sind zwei Jahre hingegangen .... Bei meinem Vaterland, heute soll er fallen; das Spiel ist aus!« — — — — — — — —

Werdomar erhob sich erschüttert: »Wladislav,« sagte er bleich, Dein Zorn ist schwer, schwerer noch Dein Leid. Deine Kugel ist wahrlich frei!«

XIV.

Rumier's Kugel.

Endlich war der verhängnißvolle Nachmittag gekommen.

Noch ein Mal war Wladislav in das Kloster hinübergegangen, den alten polnischen Grafen zu sprechen. Man hatte ihn nicht eingelassen. Denn Rumier war seit mehreren Stunden in Wahnsinn gefallen. Lange in ihm schlummernd, wie die Mönche versicherten, war dieser durch das plötzliche Erscheinen Wladislavs hervorgebrochen. Er redet immer von Polen, erzählten die Klosterbrüder, von Kosciusko, von Poniatowski, von andern Namen seiner Nation; mit einer gräßlichen Lebhaftigkeit malt er Schlachten aus; dann fordert er sein Schwerdt, sucht darnach in jedem Winkel seiner Zelle, und wenn er's nicht findet, rast er. Ist der

Paroxismus vorüber, singt er eine polnische Melodie, oder kniet vor dem Orden der Ehrenlegion nieder, der unter dem Kruzifix in seiner Zelle hängt, betet davor und bittet um den Tod. —

Vergebens hatte Wladislav Alles aufgeboten, sich Zutritt in die Zelle dieses unglücklichen, alten Kriegers zu verschaffen. Man fürchtete, der Anblick eines Polen würde Rumier zur wildesten Raserei bringen, und einen schnellen Tod herbeiführen.

— Wladislav schied von dieser Stätte, die Einen der Edelsten seiner Nation, einen Mann, der ihm das Theuerste auf der Welt war, barg, mit Gefühlen, die sich nicht beschreiben lassen. Aber hier zeigte sich die Riesenstärke seiner an so viel Gram gehärteten Natur. Er verlor keinen Seufzer, keine Thräne, nur sein Gesicht war blaß und steinern geworden und seine ringende Brust versteckte mit Mühe Laokoons Schmerz, der unaufhörlich und mit erneuerter Wuth an seiner Seele fraß. —

Die Freunde ritten auf das Wäldchen zu, wo das Duell stattfinden sollte. Nach dem Ausgange desselben wollte Werdomar sofort die Stadt verlassen, und Wladislav, wenn er leben blieb, ihn einige Meilen begleiten, dann wieder umkehren und auf jede Gefahr

zu Rumier gehn, von dem er sich nicht mehr zu trennen beschloß.

Der Himmel war mit Gewitterwolken umzogen, die Luft schwül und drückend. Dann und wann setzte ein Blitz über den Wald weg und hauchte einen Augenblick die Berge und das Wasser zu ihren Füßen glühend an.

Werdomar sagte ernst: »Das Schicksal erscheint mit Feuer und geht wieder mit Wasser im Auge — seinen Brand aber löscht es nicht. Das ist Menschenleben.«

Wohl, erwiederte der Graf lächelnd, Gott zerdonnert die Welt und zerblitzt sie mit allen Flammen seiner Hölle; er quält und wir vernichten. —

Da wo eine Landzunge mit hohen Eichen bedeckt, in den See einsprang, stiegen die Reiter ab. Sie banden ihre Pferde an die Aeste eines riesigen Baumes, die sich zur Erde herabsenkten, und gingen tiefer in das Gehölz.

Eine Schlucht befand sich hier, dunkel, überhängt von Gestrüpp. Durch dieselbe zog sich ein Pfad nach oben hinauf über Berge in den Wald. Hohe, halbentwurzelte Tannen standen auf der Bergwand, ein umgestürzter Baum hing mit seinem zerschmetterten

Geäst in die Schlucht, Sträucher, Sand und Steine waren nachgerollt. Doch aus dem Schutt, den verdorrten Zweigen, dem Gerölle, den zerrissenen Spalten quoll das Grün der jungen Natur froh empor, und wurde um so üppiger, jemehr sich die Schlucht nach unten zu, wo eine freie Aussicht auf das Wasser offen lag, sänftigte und erweiterte.

In der Tiefe selbst standen drei Urvätereichen um ein altes Steinmaal.

»Sieh!« sagte Werdomar, sich an Eine dieser Eichen lehnend, ist dies nicht ein würdiger Hügel für den grauen Helden, der da unten sitzt mit seinem Schwerdt? Sein Geist kann auf's Wasser hinklagen, und oben brausen ihm die Eichen das Drapalied. Hier saß ich gerne, dachte an Deutschland, seine Heldenzeiten, seine große Vergangenheit, seine kleine Gegenwart und seine dunkle Zukunft. Ein Melancholiker möchte hier von dem Panier der Freiheit träumen, wie es sich über die alten Länder weit aufrollt, und die frische Hand der Erlösung einen Eichenzweig unter die harrenden Völker wirft. — Hat nicht jedes Volk seine Trauertage, Wladislav? Hat nicht jedes Etwas zu bereuen und zu beweinen? — Einst war meine Nation groß, der Eigennutz hat ihre Kraft zerbrochen. Das

ist das engherzige Ungeheuer, das auf dem festen Felsen des Mittelalters liegt und herabgrinst in die Thäler, und dem die Völker treulos ihr Volksthum, ihr Recht, ihr eignes Herz zum Fraß hinwarfen. Nur durch Eigennutz werden Völker Staub, das Deine, Wladislav, starb daran.«

Es blitzte hell durch den Wald, die Eichenwipfel rauschten am Wind auf und der Donner hallte. Schöne, feierliche Augenblicke gingen vorüber.

Der Pole saß stumm auf dem Steinhügel; er nahm einen kleinern Stein und schleuderte ihn weit weg in den See hinein, daß er mit Geplätscher in das Wasser sank.

Dann sagte er mit dem Haupt nickend: Dein Volk muß im Schweiße seines Angesicht's groß werden, Werdomar. Vielleicht werdet Ihr einst darauf stolz sein, denn sterben kann es nicht ohne Europa. — — Aber wir? .... freilich Völker sind Menschen ... früher der Eine, der And're später. — Hab' darüber oft nachgedacht, Werdomar: Völker starben nur im Alterthum schön, weil ihr Tod natürlich war, wie der müder Greise — die Augen drückt ihnen das Jahrhundert zu, die Nachwelt hält die feierliche Grabrede — — Ah! lieblich sind solche Völkersärge im großen

Mausoleum der Menschheit — — 's giebt And're... lebendig liegen sie begraben, winseln durch die treulose Zeit, zerfleischen in gräßlicher Angst ihren Leib, der nicht sterben kann ... ist schrecklicher als der Tod, ist der Wahnsinn — unter die Erde, immer unter die Erde, mein Polenkind! — — —

Nach einer Weile setzte der Graf hinzu: giebt es einen unabänderlichen Zweck der Vernunft in der Welt, Werdomar?

»Gewiß,« antwortete der Dichter, der Gott ist seines Opfers werth; denn wäre es Zufall, wäre es Willkür, dann müßte der Mensch elender sein, als das Thier, weil er solchen Zufall vernünftig denken muß.« —

Ah! sagte der Graf rasch, sind Räthsel, sind Räthsel ... wo liegt die Grenze zwischen Vernunft und Willkür und wo ist sie zwischen dem unabwendbaren Weltzweck und dem heidnischen Fatum? — Die Philosophen drehen sich im Kreise darum, stellen sie sich in den Mittelpunkt, reißt sie der Wirbel fort. — — Wladislav machte eine schnelle ablehnende Bewegung mit der Hand.

Das Gewitter stieg näher. Es grollte und blitzte beständig. In den Baumzweigen auf dem Abhang knisterte Etwas. Die Beiden blickten auf. Es war

nur ein Raubvogel, der sich aufschwang und schreiend durch den Wald flog.

Der Pole versank wieder in sein stummes Brüten. Er starrte vor sich hin. Nur dann und wann hob er sein dunkles Auge nach der Höhe auf, wo sich der Pfad hinaufschlängelte; dann schien das traurige Lächeln, das seinem Gesicht eigenthümlich eingeprägt war, lebendiger.

Werdomar war innerlich stark bewegt; er konnte sich ein peinliches, niederdrückendes Gefühl nicht verhehlen und wünschte sich weit weg von diesem Orte, auf dem bald eine schreckliche Scene aus dem Mittelalter spielen sollte. Wenn er sich diese mit grellen Farben ausmalte, fühlte er, daß das Mitleiden mit Manfred größer in ihm war, als der Haß gegen ihn. Werdomars Stimmung war eine außergewöhnliche. Voll Unruhe war er an das Wasser hinuntergegangen, wo der Gewitterwind im Schilf wühlte; er kam wieder herauf. »Vier und ein Viertel Uhr!« sagte er.

Fürchte nicht, erwiederte Wladislav aufstehend, er wird kommen!

Der Deutsche stand vor dem Polen; in seinen Blicken spiegelte sich eine tief bekümmerte Liebe. Er reichte seinem Freunde die Hand hin. »Wladislav,

sprach er, »die Menschheit ist ein großes Vaterland, überwinde Deinen Gram.« —

Der Pole drückte seine Hand und nickte stumm.

Werdomar sah ihn lange an, dann sagte er leise: »Wladislav kannst Du vergeben?«

Ah! rief der Graf auffahrend, vergeben? .... und meine einzige Schwester, Lodoiska? ... sahst Du ihr nasses Todtengesicht und ihr triefendes Haar? hast Du ein Mal den Schlag ihres Herzens gefühlt? .... Nie! Nie! ach! Rumier würde mich mit seinen Händen zerreißen. — — Aus seinen Zügen loderte die Rache.

Werdomar wandte seine Blicke ab: »Ich verdamme Dich nicht,« sagte er, »ich kann es nicht.«

Jetzt wurden auf der Waldhöhe über der Schlucht Stimmen laut.

»Sie kommen,« rief Werdomar zusammenfahrend, und zeigte nach dem Abhang hin, von dem eben zwei Personen langsam herabstiegen. — Es war Manfred und sein Sekundant.

Da blitzten die Augen Wladislav's; ein fürchterlicher Ernst war über seine Züge ausgebreitet; sein ganzes Wesen schien mit dem Gewitter in Berührung zu stehn, das noch immer donnernd durch den Wald ging. Er sagte dumpf: Lodoiska! — —

— Auf dem gewöhnlichen Schlachtfelde ist der Tod ein geblendeter Riese. Mit seiner Keule schlägt er, wohin er trifft. Es ist ihm gleichgiltig, wen er zerschmettert. Hier soll nur Leben gemordet werden, nicht ein bestimmtes, dem Tode verfall'nes Dasein, nein, Dasein überhaupt. Darum liegen dieselben Menschen, die einander hätten verschlingen mögen, in einem Augenblick der Ruhe, des Waffenstillstandes, friedlich um ein Wachtfeuer und umarmen sich als Brüder — ihr persönliches Leben war sich nicht im Wege. — Anders beim mittelaltrigen Einzelnkampf: da sind's individuelle Pole, die kämpfen; da gilt's das Ich, das Bewußtsein und seinen Werth, da kann nur Einer siegen, oder Beide fallen und Nichts erreichen.

»Wir wollen denn eilen,« sagte Werdomar schaudernd zu Manfred's Sekundanten, einem alten Offizier. — »Wie Sie wissen hat der Graf noch einen Schuß, dennoch will er, daß dieses Duell als ein Neues betrachtet werde, und überläßt seinem Gegner nochmals die erste Kugel.«

Der Offizier war erstaunt. Sehr edel, sagte er, doch glaube ich nicht, daß der Baron dieses Anerbieten annehmen darf.

Er irrte sich darin, Manfred ging mit sichtlicher

Freude darauf ein, während Wladislav einen Blick der tiefsten Verachtung auf ihn richtete und seinem Sekundanten eine Kugel übergab: Rumier's Kugel für mich! sagte er bedeutungsvoll und ernst.

Werdomar lud sie in das Pistol. —

Pausenweise fuhr der Donner und der Sturm durch die Schlucht — ein verrollendes Krachen, ein tiefes, melancholisch ödes Sausen. Blitze flammten jählings an den verdunkelten Bergwänden, spärliche Regentropfen fielen schon ... und im Grunde unten standen in den schwülen Schauern der Vernichtung, in dem Hehl der wilden Einsamkeit, Menschen mit stummer Todesgeschäftigkeit, schrecklicher anzuschaun, als Gott, der auch im furchtbarsten Grimm mit off'nen Blitzen daherwettert. — —

In diesen gräßlich kalten Vorbereitungsmomenten, welche zwischen dem Sein und Nichts in einander gedrängt erscheinen, saß Manfred einem Schatten gleich auf einem umgestürzten Baumstamm, der weiter hinauf in der Schlucht lag, und zeichnete mit einem dürren Zweige flüchtige Figuren in den Sand zu seinen Füßen. Dies willenlose Spiel seiner Finger war ein hohler Schein von Gleichgiltigkeit, aus dem eine fieberhafte Seelenunruhe sichtbar wurde.

Zu wiederholten Malen sah er nach der Höhe, die er herabgekommen war, mit einer so ängstlichen Spannung empor, als erwarte er Etwas, was von dorther erscheinen müsse; nnd wenn er sich durch das Geräusch des Windes in den wehenden und an einander schlagenden Zweigen getäuscht sah, wurde sein Gesicht trostloser, von Minute zu Minute verzweiflungsvoller. So oft der Blitz einhersprang, und der Donner losbrach, starrte er wie im jähen Schreck über sich, seitwärts auf die Waldhöhe, herab auf die umdüsterten Gestalten an den Eichen, und ließ sein Haupt sinken, wenn er den Blicken begegnete, die sich mitleidig oder brennend auf ihn hinrichteten.

— — Die Vorbereitungen waren getroffen. Die Gegner hatten die Waffen empfangen. Noch ein Mal reichte Wladislav seinem Freunde die Hand hin. Dann trat er rasch auf seinen Platz und erwartete mit gesenktem Pistol seinen Feind.

Einen verzweifelten Blick warf Manfred auf den Bergpfad. Kalte Schweißtropfen traten auf seine Stirne, seine aschfarb'nen Züge verzerrten sich entsetzensvoll. Er zitterte heftig. Er zögerte. Er konnte sich nicht vorwärts bewegen.

Ihr Gegner wartet, erinnerte sein Sekundant voll Erstaunen, Sie haben ja den ersten Schuß.

Manfred ging. Er wankte auf seinen Platz langsam wie Einer, der zum Opferstein geführt wird. Er starrte den Polen an, welcher mit verschränkten Armen dastand, finster wie ein Fels im Gewitter, mit zusammengezog'nen Brauen, mit einem entsetzlichen Lächeln der Rache.

Einige Sekunden lang betrachtete ihn der Graf so, dann sagte er das Pistol erhebend, mit einer lauten nnd furchtbar feierlichen Stimme: »Du warst mein Freund und betrogst mich, Du stahlst das Herz meiner einzigen Schwester, außer der ich Nichts mehr besaß auf der Welt, Du stürztest sie in Schande und in Tod ..... ich spielte mit Dir wie ein Löwe mit seiner Beute spielt ... jetzt schwöre ich, dies ist mein letzter Schuß .... Du seist vernichtet und zerschmettert!! — schieß!«

Der Graf hatte rasch das Pistol auf Manfred gerichtet und zielte scharf, in der Ueberzeugung, daß, sollte er auch schon die Todeskugel fühlen, ihm noch ein Augenblick Kraft zum Abdrücken bleiben müsse. Denn fehlen konnte er nicht.

Ein Schuß fiel. — —

Die Kugel hatte des Grafen Arm gestreift. Verächtlich blickte er darnach über die Achsel.

Manfred ließ seinen Arm fallen. Er sprach Nichts, er bewegte sich nicht, er hielt nur sein glanzloses stieres Auge auf seinen Gegner gerichtet, dessen entsetzlichem Blick er nicht mehr ausweichen konnte, der ihm verbot, sich nach der Waldhöhe umzusehn, wohin sich sein Todtengesicht unwillkührlich zu wenden bestrebte.

Der Pole zielte ..... er setzte das Pistol wieder ab. .....

Kugel Rumiers, murmelte er, lebe wohl! quälen sollst Du nicht, triff das Herz!

Aus Werdomars Brust drang in diesem Augenblick ein lauter, ängstlicher Seufzer: — »Gnade!« —

Wladislav schien's zu hören, er streckte seinen Arm aus .... Krachend fuhr der Donner in den Wald und übertäubte den Knall des Pistols.

— — Manfred lag am Boden. — —

An den Zweigen der Bäume zerstäubte der Regensturz in tausend Sprühbächen. Die Wasser schäumten von den Uferwänden, lange Sandstreifen flossen nach. Unten schlug der Regen rauschend in den See.

Auf der Erde saß Werdomar. Manfreds herabhängenden Kopf hielt er auf seinen Knieen; er strich

ihm das nasse Haar von der Todtenwange. Der Offizier kniete dabei und riß die Kleider des Gefall'nen auf.

Abwärts stand der Graf, düster sah er den Blutstreifen nach, die ihre verblassenden Spuren mit der Regenflut über den Sand hinschlängelten — —

Mitten durch's Herz! sagte der Offizier; schneller Tod! er wird kalt wie Stein, aber seine Brust scheint noch zu zucken.

Da wandte sich der Graf schnell um. Er faßte Manfreds Hand, die naß und kalt in den Sand herabhing und sagte langsam: »Höre mich, ehe Du stirbst .... ich vergebe Dir mein und Lodoiskas Weh ... auch ich werde bald sterben ... Fahr wohl!« —

Manfred regte sich nicht mehr. Er war todt.

Oben im Walde wurden jetzt durch die Zweige Gestalten sichtbar. Schnell blickte der Offizier empor: Fliehen Sie, um Himmelswillen! Ich sehe Polizeisoldaten, den Polizeidirektor selbst. — Fliehen Sie!! ...

»Das ahnte ich,« rief Werdomar schnell aufspringend. »Fort! fort! unglücklicher Pole, zu Pferde!«

Die Freunde stürzten durch das Gehölz. —

Vom Abhange drangen die Kommissaire, den Polizeidirektor an ihrer Spitze.

Ha! zu spät, rief dieser in starrem Entsetzen, Manfred blutend, todt an der Erde erblickend. O! der Unglückliche — sein Brief mußte mich zu spät treffen. Auf! Eilt den Mördern nach, ergreift sie, dort links sind sie durch das Gebüsch gesprungen!

Die Sergeanten liefen durch die Schlucht, durch den Waldgrund am See ins Freie. Vor ihnen her jagten die Flüchtigen durch Sturm und Regen längs des Wassers hin. Keiner der Verfolger war beritten.

Die Freunde durchflogen das Dorf, am Klosterberge vorüber. »Rumier!« schrie der Graf, und doch will ich Dich wiedersehn; immer unter die Erde, unter die Erde, mein Polenkind!« — In kurzer Zeit hatten die Flüchtlinge die Stadt erreicht. Ohne Aufenthalt stürzten sie sich durch die Straßen, über die Vorstadt. Auf das Landhaus, welches Dagoberts Familie bewohnte und dem sie vorbeijagten, warf Werdomar einen flüchtig schnellen Blick. Er glaubte eine Gestalt hinter den Scheiben zu gewahren. Heftiger spornte er sein Pferd, der Stadt und seiner Liebe für immer Lebewohl sagend.

Eine Meile hinter der Stadt hielten Wladislav und Werdomar an einem einsam gelegenen Bauern-

hause, unter dessen hölzerner Halle sie sich und ihren Pferden einige Augenblicke Erholung gaben.

Ein heimatliches Kaminfeuer flackerte im Häuschen. Scheu betrachteten zwei Kinder, die am Fenster standen, beide Reiter.

»Wie herrlich wild die Natur ist,« sagte der Pole hoch aufathmend. »Wie die Elemente durcheinander rollen! Köstliches Dasein im heulenden Sturm — ah! ich fühle Lust im Gebrüll der Zerstörung. — In die Schlacht jetzt, in die Schlacht, wo die Kugeln sausen ... da hat's Leben Werth, da ist der Tod schön. Bei Ostrolenka! Gott!« — — — Der Graf schüttelte sein schweres Haar, mehr aus Fieberfrost, als um sich von dem Wasser zu befreien.

Werdomar sah ihn kummervoll an: »Du bist aufgeregt,« sagte er — »das Blut des Unglücklichen macht Dich heiß — o! traurige Nothwendigkeit!«

»Blut!« rief der Pole — — — »ah! hab' viel erlebt .... manchen Russenschädel hab' ich zerschmettert, 's war mir eine Lust wie'n Gebet ... Dieser Tag ist sehr schwer, Werdomar .... bist mein Zeuge, meine Lodoiska .... er ist todt. — — — Warum müssen wir so unglücklich sein und verschuldeten Nichts? Weißt Du das, Werdomar? Ah! Polen sind wir — —

und Rumier! .... Komm, komm, Deutscher, die Kinder am Fenster fürchten sich vor mir.« ......

Werdomar fühlte sein Herz ungestüm schlagen. »Wladislav,« rief er in Verzweiflung, »sprich nicht so. Einst kommt auch Dein Hafen, und verlieren wir Alles, uns behalten wir, unsern Gedanken, unsre Welt!« — —

Der Pole gab seinem Pferde die Spornen. Werdomar folgte ihm. Noch an demselben Abend trennten sich die Freunde. —

Werdomar war unschlüssig, wohin er sich wenden sollte; eine bleibende Stätte hatte er nicht. Die Sehnsucht nach seinem alten Vater trieb ihn mächtig an, sich in die Residenz zu begeben, wo er, obwohl daraus verwiesen, dennoch unentdeckt einige Tage bei dem Greisen zu verleben hoffte.

Wladislav kehrte um; heimlich wollte er sich zu Rumier schleichen, dann in sein Vaterland gehn. Von hier aus versprach er, bald zu schreiben, und, wenn er den ihm drohenden Gefahren glücklich ausweichen konnte, in wenigen Monaten wieder in Deutschland zu sein. Werdomar bestimmte ihm für die Addresse seines Briefes zunächst das Thal am Main, wo er einst als Kind gelebt hatte, und welches er

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gregorovius, Ferdinand,

Werdomar und Wladislav aus der Wüste Romantik

Bd.: 1

Königsberg 1845

P.o.germ. 519 oy-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10109630-3